



BERLIN, FEBRUAR 1937 · IV. JAHRGANG 2.FOLGE

PREIS 15 RPF.

DER SCHULUNGSBRIEF



DER REICHSORGANISATIONSLEITER DER NSDAP,
HAUPTSCHULUNGSAMT u. SCHULUNGSAMT DER DAF.

ANTI KOMINTERN

SONDERHEFT



2. AUFLAGE

**Illustrierter
Beobachter**

Überall zu haben

Februar 1937
IV. Jahrg. - 2. Folge



Der Schulungsbrief

Das zentrale Monatsblatt der NSDAP und DAf. (Hauptschulungsamt der NSDAP und Schulungsamt der DAf.) Herausgeber: Der Reichsorganisationsleiter

Inhalt des Februar-Heftes:

Georg Stammer:

Gelcitwort Seite 42

Wlfrd Wabernoz:

Krone und Schleier Seite 43

Lydia Ganger-Gottschewsky:

Die Frau im Mittelalter Seite 52

Dr. Bernhard Kummer:

Kirche und Frau im Mittelalter Seite 60

F. S. Woveries, M. d. R.:

Soldatentum Seite 67

Theodor Lüddecke:

Das Gebäude der Macht im Kriegsfall Seite 70

Karl Speingenschmid:

Deutschland kämpft für Europa Seite 75

Deutscher, merk dir das! Seite 77

Das deutsche Buch Seite 78

Nachträge zum Organisationsbuch der NSDAP. . . Seite 80

Deutsche Mutter, sei hochgemut!
Du hast Kinder geboren, hast sie mit dein Herzen um-
fangen, hast in unaufhörlicher Mühe für sie gesorgt
und gelitten und hast ein Licht in ihnen angezündet, das ihnen
Heimat gibt.

Tausendmal hast du Schmerzen getragen in deinem stillen und
tapferen Gemüte und hast sie in Mut gewandelt. Du hast Liebe
gespendet, weil dein Herz Liebe war und weil nur in der Liebe
auch die Kraft gedeiht. Du hast danklos in Nöten gestanden,
die niemand sah, und niemand hat sich um deine Verlassenheit
gekümmert.

Nein, man hat es nicht mehr gewußt, was du bist und worinnen
dein Segen liegt! Man ist über dich, deinen Glauben, deinen
Leidens- und Liebesmut weggegangen, so als sei es nichts; ja
man hat höhrend und frevlerisch mit dem Kostlichsten gespielt,
was die Erde trägt.

Und dennoch bist du die Treu, bist stark und Siegerin geblieben.
Aller Unsegen, der über unser Land ging, auf dein Herz hat
er gezielt – zu deinen Füßen ist er verbrannt. In deinen Höhlen
ist das Licht aufgelocht, das nun nicht mehr verlöschen soll.

Deutsche Mutter, das sei dein Stolz. Öffne dein Herz weit und
sieh die Flamme deines Volks in die Zukunft wehen! Sieh deine
Jugend hinsürmen, neuen Mut im Herzen, neuen Siegs ge-
wärtig – deine Kinder! Sie werden den Lebensbaum wieder
pflanzen, dessen Kern du ihnen aus den vermorschten Zweigen
gerettet hast.

Ja, Mutter, von dir gehen die Ströme aus, die uns hoffen
machen – von dir, wenn du dich selber behältst; wenn du den
heiligen Trank in Händen wahrst, der dir von den Geschlechtern
überantwortet ist.

Darum sollst du wissen, daß du Gottes bist; in dein Volk hinein-
gestellt, es zu pflanzen und zu bauen, mit deinem Leib und mit
deiner Seele. Daß du ihm Reinheit und Treue schenken sollst,
den Vorn jeder Kraft. Und daß du unser bist, unser im tiefsten Sein.

Deutsche Mutter! Laß den Mut nicht sinken – niemals! Sei
stark in dem dreifachen stillen Dienste, zu dem du berufen bist;
der dich füllt und der dich emporhebt: Spenderin des
Lebens, Hüterin der Reinheit, Quell der Liebe!

Georg Stammer „Im Herzschlag der Dinge“



Krone und Schleier

Vorwort der Schriftleitung: Die Reichsschulungsbriefe sind in der bisher 27 Folgen umfassenden Reihe ihrer Übersicht über die beherrschenden Strömungen der deutschen Geschichte seit dem frühen Mittelalter nunmehr bis an die Schwelle der jüngsten Vergangenheit gelangt. Bevor die aus dieser Zeit bis in die Gegenwart wirkenden neuen Geistesströmungen behandelt werden, ist die Schriftleitung dem Bedürfnis gerecht geworden, die Stellung der Frau im Mittelalter so zu würdigen, wie das an Hand der spärlichen Belege und zur Ausrichtung unserer eigenen weltanschaulichen Orientierung notwendig ist. In vorliegender Folge nehmen hierzu drei bekannte sachkundige Autoren in vorwiegend geschichtsbetrachtender Form das Wort. Diesen Darlegungen folgt im nächsten Heft die abschließende Betrachtung und Verbindung dieses Themas mit der Gegenwart.

Frau an der Weltwende

Es ist um die Stunde jenes ersten Morgenroths, von dem sich die Umrisse eines neuen Weltreiches abzeichnen beginnen, des ersten Reiches der Deutschen.

Während der Riß, der mitten durch das Reich Karls des Großen geht, immer breiter wirkt, während die Folgen der Reichsteilung und des Vertrags von Verdun (843) deutsch (ostfränkisch)

für immer von (west-)fränkisch trennen, steht — im Jahre 866 — auf seiner Burg Kappenberg in Westfalen Sachsenherzog Lindolf.

An der Bahre Lindolfs steht, sechzigjährig wie der Verstorbene, seine Witwe Oda. Sie gehört zu den wenigen Frauen der deutschen — nicht germanischen! — Frühzeit, von denen wir etwas mehr als nur ihren Namen wissen. Trotzdem ist es wenig genug.

Noch heute gilt ja als deutsche Sittenregel der Satz: Es sind die besten Frauen, von denen am wenigsten gesprochen wird. Wie in altgermanischer Zeit, so blieben Tätigkeit und Wirkungskreis der Frau auch im Mittelalter noch lange Zeit auf Haus und Hof beschränkt. Bei den germanischen Völkerschaften, aus denen sich die deutschen Stämme herausbildeten, hatten die aus ältester Zeit kommenden Vater- und Männerrechte jahrhundertlang ohne jede Einschränkung Gültigkeit. Diese Rechte schlossen die ebenso selbstverständliche wie heilige Pflicht der Achtung und des Schutzes der Frau in sich. Erst die Aufnahme des Römischen Rechts — als Geistesmoral und moralisches Gesetz der nun auch in Deutschland um die höchste Macht ringenden Kirche — hat im hohen Mittelalter der artverhaltenden natürlichen Strenge des Alten Deutschen Rechtes Abbruch getan und den Einbruch rassenfremder Einrichtungen begünstigt, die vor allem für die stillose Stellung der Frau keineswegs von Nutzen waren.

Am Sarge des Sachsenherzogs Lindolf steht jedoch noch die frühdeutsche Frau, die Mutter von zwölf Kindern, von denen beim Tode des Vaters

noch drei Söhne und fünf Töchter am Leben sind. Dreißig Jahre war Oda die Gattin des mächtigsten Mannes von ganz Sachsen gewesen. Sie selbst stammte gleichfalls aus sächsischem Geschlecht; ihr Vater war Markgraf Billung I., dessen Geschlecht unter den Ottonen zu großem Ansehen kam.

Weiter als bis auf seinen Vater Bruno läßt sich die Familie Lindolfs nicht zurückverfolgen. Trotz seinem Herkzuge ist Lindolf nur der am reichsten begüterte bairische Grundherr in Sachsen gewesen; trotzdem konnte Oda ihre Tochter Eutgard einem Urenkel Karls des Großen, dem ostfränkischen König Ludwig III. (Regierungszeit 876–882), vermählen. Die Lindolinger waren vor allen deutschen Geschlechtern des neunten Jahrhunderts mit den besten Führer Gaben gesegnet, und auch nach dem Zusammenbruch der karolingischen Herrschaft im Ostfränkischen Reiche, beim Tode Ludwigs des Kindes (Regierungszeit 900–911), hätte die Führung der deutschen Stämme und somit die Nachfolge des letzten deutschen Karolingers auf Odas und Lindolfs funfzehnjährigen Sohn, den Herzog Otto, übergehen müssen. Otto fühlte sich jedoch zu alt, um in so verworrener Zeit die Königskrone anzunehmen.

Seiner Ehe mit Hadumich waren mindestens fünf Kinder entsprungen, darunter der spätere deutsche König Heinrich I. Otto starb schon im Jahre 912; noch aber lebte bei seinem Tode seine Mutter Oda.

Sie war nun einhundertundsechs Jahre alt. Ihre müde Greisenhand liebte noch den jüngsten Sproß des Lindolinger Hauses, Otto, den Sohn ihres Enkels Heinrich. Er war acht Tage vor dem Tode seines Großvaters, des Herzogs Otto, zur Welt gekommen.

Wir brauchen von Frauen in altgermanischer Zeit, denen besondere heilige Kräfte zugesprochen wurden, gar nicht einmal etwas zu wissen; vor Altmutter Oda muß uns von selbst die Abnung von schicksalhaften Mächten überkommen. Sie ist jedoch nicht die letzte germanische Frau, in der zumindest eine ungewöhnliche Lebenskraft ihren Sitz gehabt haben muß.

Als Karl der Große starb (814), war Oda acht Jahre alt. Sie erlebte die Regierungszeit Ludwigs des Frommen (814–840) und die Teilung des fränkischen Reiches unter Ludwigs Söhnen (11. August 843). Sie sah ihren ältesten Sohn Brun gegen die Normannen ziehen, den zweitgeborenen, Otto, das Erbe des gefallenen Bruders antreten. Sie sah Arnulf von Kärnten (Regierungszeit 887–899), den verletzten deutschen Karolinger, die Krone Karls des Großen tragen und sah das Reich zerfallen, als ein Kind

auf dem Thron sich weder der anmaßenden Bischöfe noch der mordenden Magyaren erwehren konnte. Doch als ihr greiser Sohn Herzog Otto den jungen Frankenherzog Konrad zum deutschen König zu krönen befohl, da konnte der mehr als Hundertjährigen der Blick in die Zukunft, die auch die Zukunft ihres Geschlechtes sein sollte, nicht vermehrt gewesen sein: die deutsche Krone war verloren, wenn der mächtigste Mann im Reiche sie nicht schützte. Und dieser Mann war in Odas Enkel Heinrich bereits herangewachsen.

Oda hat Heinrichs Wahl zum König nicht mehr erlebt. Sicher aber hat sie in Heinrich den künftigen König gesehen. Ob ihr aber auch das letzte offenbar wurde? Daß der Urenkel in der Wiege einst die Kaiserkrone tragen werde –?

Ob von dieser Ahnung erfüllt oder nicht – Oda, ein Kind in Kaiser Karls Tagen, zur Stammutter der sächsischen Kaiser berufen in Zeiten des Unterganges einer Völkerordnung, die sich überlebt hatte, ist die Frau aus der europäischen Weltwende, ist die Frau auf der Schwelle des ersten eigenen Hauses, das der Deutsche sich baute.

Von den zwölf Kindern Odas hat nur die jüngste Tochter, Christina, die Mutter überlebt. Sie starb im Jahre 919 im Kloster Gandersheim, dessen dritte Äbtissin sie gewesen war. Gandersheim, von Herzog Lindolf und seiner Gemahlin Oda 852 gestiftet, war nicht die erste Gründung eines Frauenklosters in Sachsen; Herford ist dreißig Jahre älter. Gandersheim hat das Herforder Kloster als adeliche Erziehungsanstalt und Pflegestätte aller damals geübten Künste und Kunstfertigkeiten aber bald überflügelt. Als erste Äbtissinnen von Gandersheim finden wir nacheinander drei Töchter Odas, Hathumod, Berberga und Christina.

Wenn sich in der frühdeutschen Zeit der Wirkungsbereich einer Frau bezeugt über das Hauswesen hinaus erstreckte, so waren Möglichkeit und Pflicht dazu durch die Stellung des Mannes gegeben. Wie es Aufgabe der Hausfrau war, neben der ihr zustehenden Arbeit auch die Kinder zu betreuen und das Geseinde zu beaufsichtigen, so war es Pflicht der Gräfin und gar erst der Herzogin, diese Sorgfalt in erhöhtem Maße und auf verfeinerte Weise auf die Kinder, vor allem die Töchter, des Landes auszu dehnen.

Man muß sich vor Augen halten, daß es bis ins hohe Mittelalter, also bis ins zwölfte Jahrhundert hinein, nur Adelige, Bauern und den Klerus gab. Die Naturalwirtschaft erlaubte auch nur Landstädte im eigentlichen Sinne. Lange Zeit gehörten auch die meisten Handwerke zur

Frauenarbeit, die von den unteren Schichten verrichtet wurde. Jene Fertigkeiten und Kenntnisse jedoch, die wir unter Erziehung und Bildung zusammenfassen wollen, waren nur für die Adelligen da.

Es ist also eine ganz natürliche Erscheinung der frühdeutschen Zeit, daß die Frauen an Wissen und Kenntnissen den Männern, die vor allem zu körperlicher Tüchtigkeit erzogen wurden, in der Regel überlegen waren. Geistig standen über ihnen nur ihre Lehrmeister und Lehrmeisterinnen, die Priester, Mönche und Nonnen, die selbst eine höhere Bildung genossen hatten. Der niedere Klerus war in weitem Maße unwissend und ungehobelt.

Unterricht war lange Zeit nur in den Klosterschulen zu haben. Erst ein entwickelterer Ritterstand ließ den geistlichen Hauslehrer aufkommen.

Unzählige fürstliche Frauen des Mittelalters haben sich den Dank aller späteren Zeiten verdient, weil sie meist unter reich körperlichen Mühen mit vielen persönlichen Opfern für das Schuttwesen ihrer Länder gesorgt haben.

Von den Kenntnissen, die damals in den Schulen erworben werden konnten, dürfen wir uns allerdings keine übertriebenen Vorstellungen machen. Mit Lesen und Schreiben waren sie zuweilen erschöpft.

Im frühen Mittelalter stand die geistige Welt ganz allgemein im Zeichen einer Frauenbildung, die der Männerbildung überlegen war. Aber nur in Byzanz, im oströmischen Reich, ergaben sich daraus für die Frau Vorrechte auch auf anderem Gebiet, wie beispielsweise der Staatskunst.

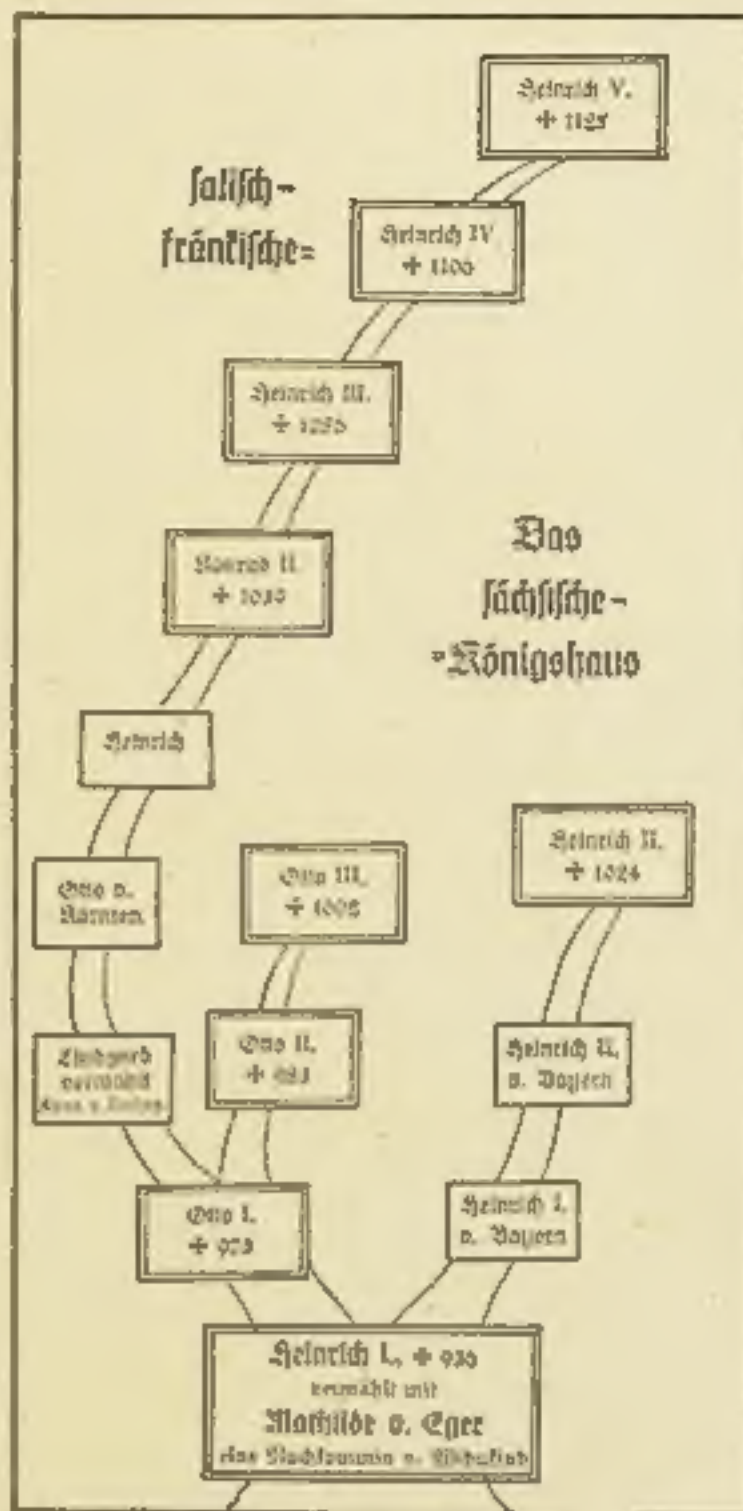
In Deutschland wie in England, den im Bildungswesen lange Zeit allein führenden Reichen des Abendlandes, war noch zu Beginn des zehnten Jahrhunderts die politische Frau unbekannt. Die ersten deutschen Königinnen stehen noch weit mehr im mythischen Halbdunkel der Legende als im, wenn auch noch so ungewissen Lichte der Geschichte.

Es bleibt deshalb immer noch der sicherste Weg, das Lebensbild der frühdeutschen Frau aus der Geschichte ihres Gatten oder ihrer männlichen Umgebung und ihrer Zeit zu gewinnen, die uns, wenn auch bei weitem nicht erschöpfend und unzweideutig, so doch wesentlich sachlicher überliefert ist als die Lebensgeschichte der Frau.

Die mündliche Schriftstellerei jener immer noch frühchristlichen Zeit ist begreiflicherweise beschränkt, die Frau entweder als Heilige oder deren Gegenteil darzustellen. Persönliche Kenntnis lag solchen Beschreibungen in der Regel nicht zugrunde. Sie benutzten für ihren Fall ausgiebig ältere Lebensbeschreibungen.

Aus solchen Kopien, und zwar aus der Lebensbeschreibung der Gemahlin des fränkischen Königs Chlothar I., Radegunde († 587), lernen wir

auch Mathilde, die Gemahlin König Heinrichs I., kennen. Zur historischen Treue ihres Bildes fehlt aber gerade deshalb sehr viel. In Mathilde galt es, eine Heilige zu feiern, daher



der Eifer nicht nur für eine möglichst legendäre, sondern sogar für eine doppelte Lebensbeschreibung.

Mit dieser Höherstellung eines Menschen sucht die Kirche die von ihr heilig Gesprochenen ihrem irdischen Wirkungskreise zu entrücken. Mit welchem Recht sie das seit dem Jahre 993, seit der ersten Heiligsprechung durch einen Papst, tut, soll hier nicht untersucht werden. Heilige auf päpstlichen Beschluß gab es weder im Jahrhundert der Radegunde noch zur Zeit Mathildes. Der Grad außergewöhnlicher Verehrung gründete sich bis zum Ende des zehnten Jahrhunderts auf den Eindruck, den eine bestimmte Persönlichkeit auf die unbefangenen Gemüter ihrer Zeit machte, auf das einfache Volk.

Diesem Volk der frühdeutschen Zeit, das im Schweiß seines Angesichtes sein karges Brot aß und dem irdische Dinge viel näherlagen als himmlische Visionen, entbüllte sich der Wert eines Menschen nur im Bereiche seines eigenen irdischen Wirkungskreises.

Mathilde, die Heilige des zehnten Jahrhunderts, gewinnen wir aus diesem Volksurteil für die Wirklichkeit des deutschen Lebens wieder. Dieses Leben hatte an allem Anteil, was das Wesen jener Zeit ausmachte. In Mathilde schufen hingebungsvolle Gattenliebe, echte Mutterlichkeit, werktätige Nachsichtliebe und jähliche Frömmigkeit ein Weib von echt deutscher Prägung, dessen Einfluß auf die politischen Entscheidungen jener auf Entschlüsse und Taten drängenden Zeit nicht ganz geseht haben kann, wie wir aus Mathildes Stellung innerhalb der Familie schließen dürfen.

Wie es Schwäche in ihrem Wesen gab, so lagen auch Schatten auf ihren Wegen. Es war die Mutter, die an einem der Söhne mehr als an den anderen hing und die diesem Sohne und nicht dem ältesten, Otto, das Königtum gesichert wissen wollte; und es war die germanische Frau aus frang geschultem sächsischen Geschlecht, die sich der Entscheidung des Gatten beugte. Es war die germanische Frau, die, Witwe geworden, das Vormundsrecht des Sohnes geherig anerkannte und schweigend auf ihre Witwenrechte verzichtete, weil sie diese Rechte nach Ansicht der Söhne in übertriebener Mildtätigkeit und Gottesfurcht mißbrauchte; und es war die Mutter, die diesen Söhnen von ganzem Herzen verzieh, als sie ihr Unrecht einsahen und die Mutter an den Königshof zu Quedlinburg zurückholten. So blüht unter ihren Augen der Ruhm des Geschlechts der Vöndlinger noch reicher auf. Welche Gefühle müssen sie, die Nachkommen des Sachsenherzogs Widukind und Begrunder Kaiser Karls, bewegt haben, als ein Sachsenproß, ihr eigener Sohn, das Kaisertum dieses Kert erneuerte!

Wie Oda, die Großmutter ihres Mannes, so hat auch Mathilde eine Tochter einem gekrönten Manne, König Ludwig IV. von Frankreich vermählt.

Und wie Mathilde niemals neben der gewaltigen Erscheinung von Altmutter Oda verschwindet, so auch nicht neben ihr die rührende Gestalt ihrer Schwiegertochter, des englischen Königstindes Editha, das Otto I. (912–973) in siebenjähriger Ehe verbunden war. Schwiegertochter und Schwiegermutter ergänzten sich zu jener Seelenharmonie des Familienlebens, die für das ganze Jahrhundert dieser Frauen über das Sachsenland hinaus im ganzen deutschen Lebensraum den Geist der Sippe erneuerte und vertiefte.

Auch von Editha († 946) sind fast nur legendäre Züge überliefert. Darüber hinaus wissen wir von ihrer Bildung und Klugheit, die sie zur unent-

behrlichen Vertrauten ihres Gemahls, zur Geheimsekretärin des deutschen Königs, machten.



Mit der nächsten Frau am sächsischen Hofe beginnt ein neuer, nicht mehr so friedsam flüchtiger Zeitabschnitt im Leben und Wirken gekrönter Frauen. Das Jahrhundert frühdeutschen Stills und um so segensreicheren fraulich-mütterlichen Waltens ist vorüber. Deutschland öffnet sich der Welt, fremder Art.

Wer jetzt vom Reiche spricht, spricht auch wieder von Italien, und wer die Frau des deutschen Königs meint, spricht von der – Kaiserin.

„Genossin des Reichs“

König Otto I. hatte 951 in zweiter Ehe die burgundische Prinzessin Adelheid, die Witwe König Lothars von Italien, geheiratet. Durch diese Heirat war der deutsche König wieder Herr Italiens geworden, worunter für jene Zeit nur der Norden des Landes zu verstehen ist. Erst die Erneuerung des Kaisertums schloß den Versuch der Wiederherstellung der einstigen politischen Einheit des ganzen Landes in sich.

Auf die einzelnen Phasen dieses Bemühens, eines jahrhundertelangen Kampfes, kann hier nicht näher eingegangen werden; sie sind vor Jahresfrist an dieser Stelle in zwei großen Aufsätzen dargestellt worden. Heute beschäftigt uns nur die einleuchtende Tatsache, daß dieser Kampf auch das Leben der Frau, der Gattin des Herrschers, in Mitleidenchaft gezogen und zeitweilig völlig umgeformt hat.

Die Art des Staatshaushaltes und die Regierungsweise des deutschen Königs machten unablässig Reisen erforderlich, auf denen der König meist auch von seiner Familie begleitet wurde. Unterkunft boten die mehr oder minder einfach ausgestatteten Königshöfe und Pfalzen oder, wo es diese nicht gab, die Klöster.

Auf diesen Zügen ritt die Königin fast immer an der Seite ihres Gemahls. Auch das fernere Ziel bewirkte keine Änderung dieses Brauchs. Diese Frauen haben alle Beschwerden der Reise, selbst das Kriegslager mit dem Gatten geteilt und sind nicht selten selbst in ernste Gefahr geraten.

Wieweilen geschah es auch, daß die Königin in einem Kloster zurückblieb, während der Herrscher und das Heer weiterzogen. In dieser klösterlichen Zurückgezogenheit, wenn sie diesen Frauen legend, wann beschrieben war, wurden Wissenschaften und Künste gepflegt. Die Schatzkammern der Klosterkirchen wurden um Gewänder, Teppiche und Bücher bereichert, die aus den kunstfertigen Händen dieser königlichen Frauen hervorgingen. Wo solche



alte Stätten noch erhalten sind, können wir noch heute diese Proben ungeheuren Fleißes und unübertrefflichen Könnens bewundern. Die Webkunst und Nadelfertigkeit der deutschen Frau ist seit der algermanischen Zeit, in der sie sich schon mit Meisterhaftigkeit bewährt hatten, immer eine Spitzenleistung der Frauenarbeit gewesen. (Es wird hier auf die Bildseiten 6 der Folgen Juni und Juli 1936 der „Schulungsbriefe“ besonders hingewiesen. Schriftleitung.)

Wie wir aber auch von Frauen wissen, die gleich *Matilda*, der Gemahlin Friedrich Barbarossas (1121–1190), selbst das Schwert zu führen verstanden, so auch von Frauen, die mit Schwert und Federstrich Urteile fällten, Befehle erließen, Verträge abschlossen, Bündnisse kündigten, Frauen also, die das Amt des Königs, die Gewalt des Kaisers souverän ausübten.

Vom Beginn der alten deutschen Kaiserzeit (962) an bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts, im Verlaufe von mehr als zwei Jahrhunderten also, hat es nur zwei gekrönte Frauen am deutschen Hofe gegeben, denen überhaupt kein Anteil an den Regierungsgeschäften zufiel. Diese Tatsache erscheint in um so bezeichnenderem Lichte, wenn wir uns vor Augen halten, daß von den dreizehn deutschen Königinnen dieses Zeitabschnittes nur vier unmittelbar aus einem der deutschen Stämme hervorgegangen sind. Von diesen Frauen ist aber nur eine, *Mathilde*, die Gemahlin Lothars II. (1065–1137), staatsführend tätig gewesen. Die anderen Frauen, denen ein entscheidender Anteil an der Gestaltung der deutschen mittelalterlichen Geschichte zufiel, waren Romaninnen, wie *Adelheid*, die Gemahlin Ottos I., und *Agnes*, die Gattin Heinrichs III.; eine Griechin, *Theophano*, die Gemahlin Ottos II.,

und eine sizilische Normandin, *Konstanze*, die Gattin Heinrichs VI. (1165–1197).

Zwar floß in *Adelheids* Adern nicht nur von ihrer schwäbischen Mutter her deutsches Blut; auch ihr Vater, König Rudolf II. von Hochburgund, aus dem Geschlechte der Welfen, war von Geburt Deutscher. Angewachsen war *Adelheid* jedoch in einer Welt, die seit ihrer Losrennung vom Fränkischen Reich jenen artfremden Einflüssen ausgekehrt war, die jenseits der Alpen durch den tiefen Verfall abendländischer Gestirnung und durch den Vorstoß des mohammedanischen Orients Eingang gefunden hatten.

Theophano war abendländische Orientalin, eine Verwandte des griechischen Kaisers *Timoskes*, jedoch keineswegs die Tochter des Kaisers *Romanos II.* und seiner Gemahlin, der Sittmischerin *Theophano*.

Beide Frauen, *Adelheid* und ihre Schwiegertochter *Theophano*, *Adelheid* unter dem Einfluß ihrer Schwiegermutter, der Königin *Matilda*, und die Griechin, im Banne der hohen sächsischen Familientradition, die auch am Hofe Kaiser *Ottos II.* (955–983) unverändert fortbestand, haben sich ohne Vorbehalt dem deutschen Wesen erschlossen und sich bei allen Handlungen von einem Verantwortungsbewußtsein leiten lassen, das dem Gefühl und der Verpflichtung engster Zugehörigkeit zur Sippe gleichgesetzt werden darf.

Beide zeigen, als lebten wir noch in germanischer Zeit, einen geradezu männlichen Charakter, dem deshalb mütterliche Sorge und frauliche Besinnlichkeit keineswegs fremd waren. Wenn *Adelheid* in Gottesfurcht und kirchlicher Dienstbereitschaft ihre Schwiegertochter auch weit übertraf, so hat doch auch sie in der Zeit der gemeinsamen Regentschaft für den unmündigen Sohn der *Theophano*, den späteren Kaiser *Otto III.* (980–1002), denselben festen und festen Sinn bewiesen, der ihr in Deutschland wie in Italien dieselbe achtungsvolle Anerkennung des Volkes, des Adels und der Kirchenfürsten sicherte, auf die sich auch *Theophano* berufen durfte. Dem Herzen des Volkes stand *Adelheid*, die in Deutschland wieder Deutsche geworden war, um ihrer Staammzugehörigkeit willen, aber auch als Witwe des unvergessenen großen *Otto* noch näher als *Theophano*, die für die einfachen Sachverhalte zuletzt doch die Byzantinerin, eine Fremde, blieb.

Die Lage, in der *Otto II.* nach seinem unglücklichen Kriege in Unteritalien das Reich zurückgelassen hatte, stellte die beiden Kaiserinnen vor schwere Aufgaben. Das ohnehin nicht billig erworbene deutsche Kaisertum war nicht viel mehr als zwanzig Jahre alt; es stand und fiel mit der Behauptung des Aufstiegs der deutschen Krone in Italien.

Nun aber war, schon zehn Jahre nach dem Tode ihres Neubegründers, die Behauptung der Kaisermacht zwei Frauen überantwortet. Wenn sie

sich in Tatkraft, Zusammenarbeit und Pflichtbewußtsein bewährt haben, so nicht zuletzt dank der für jene Zeit höchsten Bildung, die sowohl Adelheid als auch Theophano auszeichnete. So waren diese beiden Frauen nicht nur als Genossinnen des Reichs, als mit allen Vollmachten ausgestattete Helferinnen und Nachfolgerinnen des Herrschers, bedeutungsvoll für das deutsche Staatsleben des Mittelalters, sondern um ihrer hohen Bildung willen, die von ihnen als Mutter und Gattin auch auf Sohn und Gemahl übertragen wurde, ebenso bedeutungsvoll für den Aufschwung deutscher Kultur.

Es lag am frühen Tod Theophanos (991) und am zunehmenden Alter Adelheids, daß Otto III. unter den Einfluß un deutscher Geistesrichtungen geriet, die den jungen Fürsten seiner Herkunft und seinen Pflichten als deutscher König entfremdeten. Nur sein eigener früher Tod (im Jahre 1002) hat Deutschland vor den Folgen dieses Irrweges bewahrt.

Nach dem Tode Adelheids, die ihre Schwiegertochter um acht Jahre überlebte, war das Reich drei Jahre lang, von 999 bis 1002, ohne Königin, denn Otto III. war unvermählt. Kunigunde, die Gemahlin Heinrichs II. (973 bis 1024), eine lüchelburgische Prinzessin, setzte die Tradition des sächsischen Hauses fort, dem ihr Gatte als Urenkel König Heinrichs I. selbst entstammte. Kinder blieben dem Paar versagt. Kunigunde verwendet ihr reiches mütterliches Fühlen bei der Erziehung einer Nichte, der späteren ersten Abtissin des von der Königin gestifteten Klosters Kaufungen. Überdies war Kunigunde wie einst die Königin Mathilde in Wahrheit eine Mutter des Volkes.

Kein Wunder, daß dieses Volk auch zu ihr wie zu einer Heiligen ausblitzte. Eine spätere, nicht mehr natürlich fühlende, sondern religiös effektive Zeit hat nicht so sehr in der vorbildlich untadeligen Frau die Heilige gesehen, sondern in der Kinderlosigkeit ihrer Ehe, die sie auf die gewollte Jungfernschaft der Königin zurückführte. Da diese Zeit auch dem König ein Keuschheitsgelübde andichtete, war es bis zur Heiligsprechung Kunigundes und Heinrichs nur ein kleiner Schritt.

Mit einem dem Leben abgewandten Sinn und Trachten dieser beiden Menschen — die historisch nachweisbar die Kinderlosigkeit ihrer Ehe selbst beklagten — wäre die kulturelle Blüte ihrer Zeit unvereinbar.

Es ist mit ein Verdienst der Schwäbin Gisela, der Gemahlin Konrads II. (Reg. 1024–1039), daß diese Hochblüte deutscher Kultur in den darauffolgenden Jahrzehnten nicht welkte. Konrad war nur Kriegermann, der im Schutz der Reichsgrenzen, in der Wiederherstellung des deutschen Ansehens in Italien allein seine Aufgabe sah und sehen mußte, die sich aus der verworrenen Hinterlassenschaft Ottos III. schon für Heinrich II. ergeben

hatte, von ihm aber nicht zu Ende geführt werden konnte.

Gisela war nicht nur klug und prachtliebend, sie war auch ehrgeizig und auf die Erweiterung der Hausmacht bedacht. Ihrer Diplomatie und Beharrlichkeit war es zu danken, daß das Erbe des Königs von Burgund nicht an eine französische Verwandtenlinie, sondern an seine Nichte Gisela fiel, wodurch das Deutsche Reich in den Besitz wichtiger Alpenübergänge nach Italien gelangte.

Die nächste deutsche Königin war die Dänin Gunhild, die erste Gemahlin Heinrichs III. (1017–1056), die aber noch vor dessen Regierungsantritt starb. Heinrich vermählte sich in zweiter Ehe mit der Südfranzösin Agnes von Poitou. Sie trat erst als Witwe (1050–1106) politisch hervor, als Mutter Heinrichs IV. (1050–1106), für den sie sechs Jahre lang die Regentschaft führte. Waren alle ihre Vorgängerinnen, wenn auch nicht durchweg in gleich starker aktiver Anteilnahme, Genossinnen des Reichs gewesen, so war Agnes wieder eine Frau, die aus dem Bilde ihres, des elften, Jahrhunderts deshalb deutlicher hervortritt, weil auch sie an einer Zeitenwende stand.

Die deutsche Kirche, die von den sächsischen Königen aus der Romhörigkeit der fränkischen Zeit herausgerissen und der Autorität der deutschen Krone unterstellt worden war, der sie mit Geld und Waffen zu dienen hatte, war durch Heinrich III. über alle abendländischen Kirchen erhoben worden. Höher als sie stand nur noch der deutsche Kaiser.

Dieser Überwinder aller anderen Strömungen starb schon mit Heinrich III. selbst; seine Witwe Agnes war aber von Jugend an zu einer ganz anderen religiösen Haltung erzogen, als sie jetzt nötig gewesen wäre, da das römische Papsttum den Kampf um die Welt Herrschaft aufnahm.

Agnes, von den deutschen Fürsten allerdings selbst an Rom preisgegeben, das der willensschwachen, nonnenhaft unterwürfigen Frau gegenüber nur allzu leichtes Spiel hatte, begegnete dieser großen geistigen und moralischen Revolution, wie sie dieser nun beginnende Investiturlampf darstellte, mit einer hilflosen Denunziationsgebärde. Wir sehen in der erbittertesten Phase dieses Kampfes kaum Heinrich IV., den König und Kaiser selbst, unterliegen, sehen seine Gemahlin Bertha als stille, aber unverzagte Dulderin auf diesem Leidenswege treu an Heinrichs Seite. Wir sehen Heinrich V. (1081 bis 1125) durch das Komvremis des Wormser Konkordats einen Waffenstillstand herbeiführen und Kaiserin Mathilde, die kluge, vornehme Normannin, den Gatten in Italien als Statthalterin im Besitze aller Vollmachten erfolgreich vertreten.

Als Genossin des Reichs hat die Frau ihre Stellung am deutschen Hof wiedererlangt; in noch höherem Maße als ihre Vorgängerin nimmt

Richenza, die Gemahlin Lothars (Regierungszeit 1125–1137), die Stellung ein, wenn auch in der räumlichen Beschränkung auf die deutschen Lande. Aber Richenza, Sachsa, wie ihr Gemahl, dem eigenen Stamme aufs engste verbunden, lag auch nicht der verbliehene Glanz der Kaiserkrone am Herzen, sondern die Zukunft des Stammlandes Sachsen. Alles, was zur Sachsens Sicherung von König Heinrich und Otto I im Osten und Norden getan worden war, hatte in den zweihundert Jahren, die seitdem verstrichen waren, seine Wirkung verloren.

Erst Kaiser Lothar wieder nahm die Öffentlichkeit Heinrichs in offenem Sinne an. Richenza hat das Werk ihres Gatten nach seinem Tode nicht nur fortgesetzt, sondern die gefährdete Einheit des Sachsenlandes mit Waffengewalt erfolgreich verteidigt und ihren Enkel, den späteren Kaiser Heinrich den Löwen (1129–1195), für die Pflichten seiner Stellung im Lande erzogen und anbahnt.

Mit dieser im altfachsischen Sinne wieder natürlich tatkräftigen Frau verschwindet die echt germanische Erscheinung der Genossin des Reichs für immer aus dem Bilde des deutschen Mittelalters. Ihre Nachfolgerin Gertrud, die Gemahlin Konrads I. (1099–1122), stand zwar und still wie eine Blume in ihrer Zeit, deren Wurzeltreiben Frieden des Kaisers Ebrach nicht störte, dem Konrad seine Gattin anvertraute. Beatrix, die burgundische Gemahlin des großen Barbarossa (1121–1190), wird zwar in wichtigen Urkunden, in den Verträgen mit den lombardischen Städten hochachtungsvoll als Frau Kaiserin aufgeführt, aber in all den wechselvollen Jahren, in denen Friedrich I. das Reich wieder zu jenem Glanze erhob, der es in den Tagen des großen Otto zum ersten Male umstrahlte, ist Beatrix dem Kaiser doch fast ausschließlich als mutige und liebevolle persönliche Lebensgefährtin zur Seite gestanden. Die meisten Königinnen haben sich mit der Erfüllung dieser Aufgabe begnügt oder zufrieden geben müssen.

Vollends das Zeitalter einer Beatrix, in dem man bereits in deutscher Sprache und mit hofischen Wesen die Liebe und die Frau — eines anderen belang, stellte die Frau nicht mehr vor verantwortungsvolle politische Aufgaben, auch wenn sie selbst mutig, klug und mancher Verstandeskunst kundig war.

Zudem wurde die Politik des Deutschen Reiches am Ende des 12. Jahrhunderts nicht auf deutschem Boden, sondern an seinem fernsten Punkte, in Palermo auf Sizilien, gemacht. Sizilien war auch die Heimat der einzigen gekrönten Frau der alten deutschen Kaiserzeit, die deutschfeindlich war, und bewusst deutschfeindlich handelte. Konstanze, die Gemahlin Heinrichs VI. (1165 bis 1197), die den Kaiser in Sizilien als Regentin vertrat, hat alle Entfärbungen nur als Frau und

bewusste Sizilianerin gefaßt. Dabei hatte keine regierende Frau vor ihr auch nur annähernd solche Macht, auch noch als Witwe, denn das Kaisertum Heinrichs VI., das die deutsche, italienische und sizilianische Krone in sich vereinigte, bedeutete den Höhepunkt deutscher Kaisermacht, der sogar der Weg in den Orient offenstand.

Das deutsche Volk hatte durch den Verrat dieser Frau bitter zu leiden, und nicht minder schwer mußte Kaiser Friedrich II. selbst das Verbrechen seiner Mutter wider die deutsche, seine eigene, Krone tragen.

So war Konstanze, wenn auch nicht in gutem Sinne, die letzte große Kaiserin des Mittelalters. Ihre Nachfolgerinnen, vor allem die Frauen Friedrichs II., bleiben für die deutsche Geschichte als handelnde Erscheinungen ohne Bedeutung.

Am Webstuhl der Zeit

In all den Jahrhunderten, die wir nach bedeutenden und für die Gestaltung des deutschen Lebens wichtigen Frauen kurz durchsichtet haben, hat es wenn den Blicken des Lebens auch entzogen — natürlich auch im Welt in großer Zahl Frauen gegeben, die in ihrem friedlicheren Wirkungsberreich für die deutsche Kultur und Geistesbildung nicht weniger entscheidend gewesen sind als die besten unter den deutschen Königinnen. Und immer wieder, durch das ganze Mittelalter hindurch, von den merovingischen Zeiten an, finden wir Töchter aus den höchsten Geschlechtern, finden wir Mäzenen, aber auch Gemahlinnen von Königen, ebenso Äbtissinnen wie auch ganz einfache Nonnen unter ihren Völksgenossen.

Die erste große Zeit (919–1024), die uns zunächst so reichhaltigen hatte, konnte überhaupt nur Kinder aus königlichem Hause auf dem Stuhl der Äbtissin, und auch in dem Jahrhundert der Staufer (1024–1125) wie zur Zeit der Salier (1125 bis 1254) hat der Hochadel mit seinem Frauenüberschuß die Klöster nicht nur gesamt, sondern bis zur Überfülle vermehrt.



Klausnerinnen und Nonnen, die man im frühen Mittelalter untertrieb, führten ein ganz verschiedenes Leben. Die meisten Klausnerinnen ließen sich von einem Bischof oder von sonst einer hohen geistlichen Person feierlich in einem winzigen Turmchen einmauern und blieben mit der Außenwelt nur durch eine Fensteröffnung in Verbindung, durch das sie Nahrungsmittel entgegennahmen.

Wenn wir vor solchen Erscheinungen — nicht nur eine Klausnerin ist in ihrem entsehtlich unbefriedigend schmaligen Prieß wahninnig geworden — vom früheren Mittelalter sprechen hören, können wir nur bemerken. Ein völlig anderes Bild enthält sich uns im Rahmen derselben Zeit, wenn wir uns der königlichen Stifte befehen.

Ihr gehörten als in den nach Ordensregeln geführten Klosterhöfen Klöster und Klostern, die zur Untergrabung der Gesundheit, zur Verunstaltung des Körpers, zur Weihe des Unrats führte, nicht in den Seelen, aber sie nahmen doch nur den, über und wo der Sinn des Heiligen Lebens hängt auf Verachtung des Leibes und irischer Heiligkeit gerichtet war.

An den berühmten Eufien des Mittelalters hat es den heldischen Zeit diese krankhafte Verunstaltung und Längung erhalten. Die deutschen Klöster waren das nicht mehr gewesen, als was sie in der Zeit der ganzen Abendlande behielten waren. Statt der überwiegenden Kultur, einer lebendigen Kunstpflege und einer bereits kritischen Haltung.

Als Otto der Große seine älteste Tochter aus seiner Ehe mit Adelheid zur Abstinenz von Quedlinburg weihen ließ, war das Mädchen sechs Jahre alt. Diese Mathilde ist die erste in der Reihe der berühmten deutschen Mönche, die klar im Land der Wissenschaft stehen und deren Leben so gut als gar nicht von der Legende ausgenommen ist.

Mathilde eignete sich durchaus nicht zu romanischer Verhöhnung. Sie war Ottos Tochter; sie hatte mehr vom Wesen des Vaters als ihr Bruder

Otto. Sie war eine Frau mit angeborenen Herrschaftsqualitäten, schmerzhaft und gestaltungsfähig, phantasievoll und vollendet wie alle Frauen aus sächsischem Hause.

Ihr Bruder, der Kaiser Otto II., hatte das klar erkannt, und selbst ihrem Vetter, dem in fremder Gedankenwelt verlorenen Otto III., mußten die seltenen Gaben Mathildes zum Bewußtsein gekommen sein, denn beide übertrugen ihr in Zeiten ihrer Abwesenheit von Deutschland die Führung der Staatsgeschäfte. Es war nicht ohne ihrer Hilfe zu danken, daß die militärische Niederlage ihres Bruders in Unteritalien nicht zu seiner frühen Tod in Deutschland nicht so schwer begrabene wie die Ereignisse befürchten lassen mußten.

Von den gemäßigten Gaben dieser Frau, die im Jahre 999 im Alter von nur vierundvierzig Jahren starb, zeugt noch heute die Straße ihres Wirkens. Die heutige Stiftskirche auf dem Schlossberg zu Quedlinburg, eine der schönsten sächsisch-romanischen Kirchen, die zugleich am meisten nordisch-germanisches Erbgut bewahrt hat, geht in ihrem Gesamtbild auf den altsteinen im 11. Jahrhundert abgebrannten Bau zurück, dessen Plan unter der maßgebenden Wirkung Mathildes entstanden war. Den Sandersheimer Stift stand in jener Zeit, als Mathilde in Quedlinburg regierte, deren Vase Gerburg vor, eine Nichte Kaiser Ottos, die Tochter seines Bruders Heinrich, auch sie, wie alle Frauen aus sächsischem Hause, hochgebildet und für alle gemäßigten Dingen ihrer Zeit aufgeschlossen. Von ihrer gleichgearteten Schwester Hedwig, der



Verziertes Bett aus dem 12. Jahrhundert. Nach einer Zeichnung von Herrad von Landsberg

Herrn vom Hohentwiel, hat uns Echeffel im „Erlhard“ erzählt.

Dieser Gerburg hatte die stärkste dichterische Begabung des zehnten Jahrhunderts, die Sandersheimer Nonne Hrosvith, ihre Entdeckung und Forderung zu danken. Wer sich die deutschen Nonnen des Mittelalters als stumpf sinnige Betendwestern vorstellen sollte, der wird schon durch diese beiden Frauen, wie wir aber bereits wissen, nicht durch sie allein, gründlich darüber belehrt, daß hier eine Gegenansicht besser deutscher Blutskraft erfolgte.

Hrosvith hat unter Gerburgs Anleitung nicht nur Otto den Großen in einem Gedicht verherrlicht und die Anfänge des Klosters Sandersheim erzählt; sie hat, dem Drängen ihres Talentes folgend und von ihrer Abtissin ermuntert, den Weg zu einer Dichtungsform wiedergefunden, die seit der römischen Zeit in Vergessenheit geraten war. Hrosvith, die mittelalterliche Nonne des zehnten Jahrhunderts, schreibt in Deutschland die ersten Dramen.

Von ganz anderer Art als bei Hrosvith sind Begabung und Gelehrsamkeit der Hildegard von Bingen († 1179).

Bei Hildegard stehen wir vor Rätseln, wenn wir den Dingen glauben wollen. Sie soll angeblich zunächst nichts als das Ave damaliger Bildung beherrscht, also nur den Psalter gekannt haben.

Mit dem Erwachen feinerster Begabung floßen ihr plötzlich alle jene Kenntnisse zu, die in der Stille fest, die *Neun Bücher Physica* in der *Summa* von Hildegard die Abhandlungen über die Zoologen, Botaniker und Mineralogen, ja selbst Ärzte lange Zeit gar nicht auskommen konnten und die auch heute noch für das wissenschaftliche Bild der deutschen Vergangenheit von hoher Bedeutung sind.

Der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts gehört auch Frau Ava an, die als Klausnerin bei Melk lebte. Sie dichtete geistliche Lieder, die trotz ihrer Echtheit unvergänglich sind, denn Ava war die erste, die in deutscher Sprache dichtete.

Eine Zeitgenossin Hildegards, die von Kaiser Barbarossa wiederholt zu Rate gezogen wurde, war auch die gleichfalls hochgelehrte Hilpert, Äbtissin des Klosters auf dem Odenberg in den Vogesen. Unter ihren Augen wuchs Herrad von Landsberg heran, die 1167 Hilperths Nachfolgerin wurde.

Diese Herrad muß einer der modernsten Menschen des späten 12. Jahrhunderts gewesen sein. Sie hat ein Werk hinterlassen, den *Horulus solarius* — das Original ist leider verlohren —, das zwar die Nonne, zumindest den religiösen gebildeten Menschen mittelalterlicher Weltanschauung erkennen läßt, der aber gleichzeitig mitten im Leben jener Tage steht, und zwar so fest, daß er von dem Wunder beiseit ist, dieses Leben und seine mannigfachen Erscheinungen in Gedichten, musikalischen Weisen und Bildern festzuhalten.

Diesem Bemühen entspricht auch der künstlerische Stil Herrads, die als Zeichnerin ihrem Jahrhundert weit voraus ist und auch im dreizehnten Jahrhundert noch nicht erreicht wird.

Es verdient ihr Werk den Ruf einer unvergleichlichen Kulturgeschichte des hohen Mittelalters.

Der Ehor der mittelalterlichen Einsiedlerinnen, die den bunten Teppich deutschen Lebens weben helfen, ließe sich noch um etliche Gestalten vermehren. Gleichbedeutender gibt es eine Fülle; die Zahl der Übertragenden ist jedoch gering.

Trotzdem vernimmt ihr Geist die Weite aller Zeiträume zu überspannen und verliert um so weniger an Bedeutung, als in den Zeiten hoher Klosterkultur die Aufmerksamkeit des Ansehens der meisten Männer, der des hochberühmten Benediktinerordens schon tief gesunken war.

Den Verfall auch der Frauentöchter, für den wir schon im Anfang des zwölften Jahrhunderts Beweise haben. Kaiser Lothar siedelte die übermütig gewordenen Nonnen von Lutter bei Braunshweig nach Drubed in den einsamen Harz —, verbot diesen gelehrten und kunstverständigen Frauen wenig aufzuhalten. Festgestellt werden muß aber auch, daß es ihrem Beispiel nicht geirren konnte, die Tätigkeit der Frau außerhalb des ihr anheimfallenden häuslich-familiären Wirkungskreises zur Fülle, Wertbeständigkeit und Mäßigkeit der mannlichen Leistungen zu steigern.

Bestand hatte nur das Wirken der sorgenden Hausfrau und Mutter, die der Familie die raffinierte Reinheit des Blutes bewahrte und den Pflichten für die Volksgemeinschaft vererbte. Das deutsche Mittelalter kennt sie in allen Schichten des Volkes, ob es nun auch ihre Namen nennt oder sie nicht weiß. Es nennt eine mit hohem Namen und ewigen Ehren, Elisabeth von Thüringen; sie stand unter den Wertvollsten, wenn es ihr vergönnt gewesen wäre, ihre starken seelischen Kräfte geübt zu entwickeln. Das Große, ja Herrliche in dieser Frau hat das Leid ins Unbegreifliche gesteigert. Ein Kaiser hat die Tote noch im Sarge gekrönt, die Kirche sie beiläufigstochen. Zu nicht geringeren Ehren hatte sie vielleicht auch das Leben erlebt, wenn sie so hätte Mutter und Gattin sein dürfen, wie sie es sich in ihrer Jugend gewünscht hatte. Frauen wie sie saßen am schwebenden Herdfeuer der Bauernbauten, und sie krännten im Kreis der Wälder die Ähren der Ritterburg.

Hier saßen die Wurzels der Nation, und wo die deutsche Dichtung des späten Mittelalters, die auf lockerem Boden leuchtende Blüten treibt, alle fremden Vorbilder verschmähen und hinter sich lassend zu sich selber findet, dort hat sie aus dem reinen Quell des deutschen Volkstums und seines heiligen Brauchstums geschöpft.

Ludía Banzer-Gottschewsky



Nach einer Zeichnung Dürers
gez. von Prof. Tobias Schwab

Das Bild der Frau in den Jahrhunderten des Mittelalters ist vielen Wandlungen unterworfen und zeigt doch im Grunde stets die gleichen Züge — das Gesicht der deutschen Frau insbesondere. Am unmittelbarsten tritt es uns in Malerei und Plastik entgegen. Aus der Höhe und am Ausgang des Mittelalters ist es vielfaltig im Ausdruck, reich an innerem Leben, von großer Fülle und Wandelbarkeit, leuchtend im Glanz, verdußert im Leid, am Anfang dagegen erscheint es streng, herb, zurückhaltend, in sparsamen Zügen gezeichnet, die alles Seelische fest

Die Frau im Mittelalter

verschlossen halten. Das gleiche wie von Plastik und Malerei gilt von den übrigen Quellen der Zeit, Aufzeichnungen und Dokumenten, die uns ein Bild der Frau vermitteln können. Auch sie wachsen allmählich von äußerster Verfliegenheit zu reicherer Fülle.

Die Quellen für das frühe Mittelalter sind dürftig. Wir sind fast ausschließlich auf die deutschen Notkerrechte, wie etwa den Sachsenspiegel, angewiesen, die, in späterer Zeit niedergeschrieben, auf alte mündliche Überlieferungen zurückgehen. Das Bild der Frau, das sie uns geben, ist naturgemäß larm und unruhig, es hat noch wenig oder nichts von seiner späteren Lebendigkeit.

Die Frau im mittelalterlichen Recht

Zu den häufig diskutierten Fragen gehört die Stellung der Frau im mittelalterlichen Recht. Man hat oft von ihrer „Rechtslosigkeit“ gesprochen, die Frau als unterdrücktes, gebremstes, in seinen Entscheidungen unfreies Wesen hingestellt, dem Maleid und Bedauern zutragen mußten. Solche Urteile stammen aus einer Welt, die nur noch den einzelnen als Träger von Rechten kannte; das germanische Mittelalter jedoch wertete die Sippe als vernünftigen Träger des Rechts. Auch wir wissen heute, daß Verbundenheit etwas anderes ist als Rechtslosigkeit. Diese Grundverständnisse muß beachtet werden, will man die Stellung der Frau in jenen früheren Jahrhunderten richtig beurteilen. Diese Zeit, in der ein junges Reich in Not und Gefahren um seine erste Formung rang, hatte zumeist richtigen Instinkt, um alte Bindungen aufzulösen, sie wurden vielmehr von neuem bestätigt. Normendichtheit der Sippe bedeutete jedoch gleichzeitig Schutz durch die Sippe, das Vorhandensein einer nie versagenden, immer annahmehereiten, Ausbalt gewährenden, über das eigene Dasein hinausreichenden Gemeinschaft und Verbundenheit. Was an

eigenen, an Individualrechten nicht gewahrt wurde, gewährt werden konnte, wurde durch die Sippe ausgeglichen. Die Frau bleibt ihr Leben lang in dieser Gebundenheit. Mit ihrer Verheiratung tritt sie aus der eigenen in die Sippe des Mannes über; wird sie Witwe, so steht ihr die eigene Sippe wieder offen. Der Sachsenspiegel sagt: Wenn ein Mann ein Weib nimmt, so nimmt er sie in sein Gewere (rechtsanhangige Gewalt) und als ihr Gut zu rechter Vermundschaft. Die Frau tritt in des Mannes Recht, wenn sie in sein Verze tritt. „Wann er aber stirbt, so ist sie ledig von seinem Recht und behalt ihr Recht nach ihrer Geburt.“ Alle Bestimmungen über Vermögen, eingebrachtes Gut usw. grenzen demnach nicht so sehr Rechte von Einzelnen als Rechte von Sippen gegeneinander ab. Nach einer alten schwabischen Trauerformel hat der Mann als Hausherr über die Frau „die rechte Schussgewalt, die gewaltige Schussgewalt, die gewaltige Schussgewalt“, und es entspricht durchaus dem Gefühl unseres Volkes, wie es in den alten Rechten seinen Ausdruck fand, wenn der Ton stärker auf „Schuss“ als auf „Gewalt“ liegt. Denn der Geist der Herrschaft, der Mächtigkeit, des Schutzes spricht sich in jeder dieser alten Formeln. Aus gleichen Erwägungen stammt die Bestimmung des Schwabenspiegels, daß Frauen und Jungfrauen vor Gericht einen Vormund haben sollen bei allen ihren Klagen. „Denn das ist darum gesagt, daß sie von den Männern desto besser (besser) recht haben, wenn sie (etwas) sprechen, das ihnen Schaden ist.“ (Verdacht, daß niemand sie der Lüge zeihen mag.)

Achtung und Ehre der Frau galten in erster Linie der Trägersin des künftigen Geschlechtes; Reinhaltung des Blutes, der Sippe, war oberstes Gebot. Die Ehebrecherin unterlag den schwersten, ehrenden Strafen; die solchen Vergehen beschuldigte Frau konnte sich nur durch die furchtbare „Rechtspredigt“ des „Gottesurteils“ von dem Verdacht lösen. Dies Gottesurteil bestand darin, daß die Frau mit bloßen Füßen über glühendes Eisen gehen oder die Arme in kochendes Wasser stecken mußte; blieb sie unverletzt, so galt ihre Unschuld als erwiesen. Eine wildere Form war der Zweikampf: die angeklagte Frau durfte einen Kämpfer für ihre Ehre stellen, von dem Ausgang des Kampfes hing dann das Urteil ab.

Wie hoch das alte deutsche Recht die Ehre der Frau wertete, zeigt eine Bestimmung des Sachsenspiegels, die bei Vergehen an Frauen selbst lebenslange Dinge in den Mannkreis der Sippe einbezieht. „Um leumetel (Vergehen) soll man ein Dorkebaade umhauen, es sei keun, daß Moos oder Weib daran Gewalt erlitten haben oder vergewaltigt hineingeführt werden sind, darüber soll man richten, daß man es mit Recht ausrichtet.“ (Glossar: Das Gebaude haut man um, dessen Wände und Schloßer der Frauen Blodt wehrten, und das Dach, das solche Sunde beschuete.) Alle lebenden

Leute, die der Mordung dabei waren, soll man töten. (Glossar: Alle Pierde, die sie fuhren und was dazu half.)“

Das ist die negative Seite der Abdrückung und der Strafe. Aber diese alten Rechte haben auch eine ausgeprägt positive Seite: den Schutz des werdenden Lebens und der Frau, die ein Kind erwartet. An lebendigen Beispielen wird gezeigt, was das Recht von der Dorkegemeinsamkeit erwartet. „... und ginge eine Frau mit einem Kind, so soll ihr der Vater den Leib kueren und soll sie in das Badhaus führen und soll der Frau einen Schutze geben.“ (Weistum von Jochen.) Und das Weistum der freien Hagen in der Grafschaft Schwabenburg gibt dem in Grenarbeit beschäftigten Horigen das Recht, in der schweren Stunde bei seiner Frau zu sein: „Ich frage weiter, wenn einem seine Frau ein Kind gebiert, so soll er mit ihr sein, und er warte aus, daß er zu ihr kommen kann.“ (Weistum von Jochen.) Und das Weistum der freien Hagen in der Grafschaft Schwabenburg gibt dem in Grenarbeit beschäftigten Horigen das Recht, in der schweren Stunde bei seiner Frau zu sein: „Ich frage weiter, wenn einem seine Frau ein Kind gebiert, so soll er mit ihr sein, und er warte aus, daß er zu ihr kommen kann.“ (Weistum von Jochen.) Und das Weistum der freien Hagen in der Grafschaft Schwabenburg gibt dem in Grenarbeit beschäftigten Horigen das Recht, in der schweren Stunde bei seiner Frau zu sein: „Ich frage weiter, wenn einem seine Frau ein Kind gebiert, so soll er mit ihr sein, und er warte aus, daß er zu ihr kommen kann.“ (Weistum von Jochen.)

Sippe und Blut

Die Sorge um die Reinhaltung des Blutes bestimmte bereits die Eheschließung, die der privaten Willkür weitgehend entzogen war; auch hier gab die Sippe den Ausschlag. Es galt als unrecht, in anderen Sippen selbst als strafbar, eine Jungfrau zu heiraten „ohne ihres Vaters Rat und ohne ihrer Mutter Fremde Rat“. Und im „Kudolied“, dem in Tegernsee entstandenen ältesten Ritterroman unserer Literatur, gibt der König dem Ritter Kudolied beim Abschied den Rat:

Wenn du, um liebe Kinder zu gewin-
Zur Ehe schreitest, such die die Gattin
Aus einem guten ebenbürtigen Hause
Und folge dabei deiner Mutter Rat.

Das gleiche intuitive Wissen um die Wichtigkeit des Blutes enthält ein alter deutscher Spruch: „Heirate nie die einzige Ferne aus einer schlechten Sippe!“ Bei Ehen zwischen Freien und Hörigen folgten die Kinder — nach einem harten, aber legens völlig richtigen Befehl der „jüngeren Hand“, d. h. dem geringen Eierteil. Kinderlosigkeit galt als schwerste Strafe. Die gerade in Fürstentümern häufig begegnende „Ver-

störung" der Frau hatte meist in Kinderlosigkeit oder Ebnelohigkeit ihren Grund (z. B. die Trennung Heinrichs des Löwen von seiner ersten Gemahlin Elementia).

So bitter das für die betroffene Frau, hat er der sich meist die Prieren eines Klosters schließen, angewiesen sein mag — in jenen Zeiten bedeutete Kinderlosigkeit gerade bei den regenden Geschlechtern unmittelbare Gefährdung des Erbes von Blut und Gut sowie des eigenen Wertes. Auch die Ehenwahl wurde meist durch das Erbe bestimmt, und so wenig persönliche Neigung den Ausschlag gab, so mag doch der Erbteil dieser Ehen durch gemeinsame Aufgaben und Pflichten, durch die Sorge für Haus und Hof, Kinder und Gefinde, aber nicht zuletzt wohl auch durch die rätlich bedingte Gleichberechtigung der Gemahlin zu einer festen und dauernden Gemeinschaft der Liebe zusammengewachsen sein.

Die allgemeine Stellung der Frau

Es ist ein Trugschluss, der häufig gemacht wird, die allgemeine Stellung der Frau in einer Epoche mit ihrer rechtlichen Lage gleichzusetzen. Die tatsächliche Stellung der Frau ist nicht so sehr abhängig von der „Freiheit“, die sie genießt, als von der Ehrerbietung, die ihr und ihrem Bereich entgegengebracht wird. Entscheidend ist die Frage, wie stark die Kräfte der Sitte sind, die die Frau zur Formung einer Zeit beitragen vermag, und in welcher Weise — offen oder abkennend — sich ein Zeitalter zu diesen stützenden Mächten verhält. Über die breite Masse der Frauen im frühen Mittelalter erfahren wir so wenig, vieles jedoch können wir ableiten von dem Rufe der Regenden, von jenen Frauen, denen die Liebe und Verehrung ihrer Zeit entgegenkam.

Zu den ersten dieser Frauen, die aus dem Dämmer unserer frühen Geschichte hervortreten, gehört die Gattin Heinrichs I., Mathilde. Schon das schöne junge Mädchen, das im Eifer in Herford aufwuchs, Mathildens Widulinda, stand weithin im Ruf der Tugend und des heiligen Wertes. Ein reiches und glückliches Frauenleben in jahrzehntelanger Verbundenheit mit dem Gatten war ihr vergönnt. In Urkunden Heinrichs I. erscheint sie immer wieder als Fürbitterin („auf die Bitte unserer sehr geliebten Gattin“, „durch die Fürsprache unserer Gattin bewegt“), und noch der Sterbende dankt in der Abschiedsstunde der „immerdar so Gereuen und mit Recht so Geliebten . . . So habe denn Dank dafür, daß du uns im Jorne unermüdlich beruhigst, stets uns tauglichen Rat erteilst und oftmals von einer Unbilligkeit zur Gerechtigkeit geleitet und eifrig ermahnt hast, den Gewalttätenden Vornahme zu strecken.“ Menschliche Wärme und Güte sind die bestimmenden Züge ihres Bildes. Trotz aller weitgespannten Hingabe an

vielerlei Aufgaben war Mathilde mit ganzer Seele Frau und Mutter. Es ist eins der ergreifendsten Bilder unserer Geschichte, wie die alte Königin von ihrem Sohne, Otto I., vor einer Konfabri Abdruck nimmt: „Dann verließen sie die Kirche, hielten vor der Tür, umarmten sich, und haben benehten beider Wangen. — Die Königin blieb vor der Prieie stehen und geleitete den zum Pferde schreitenden Sohn mit leuchtenden Blicken. . . .“ trat sie in die Kirche, begab sich hastig an den Ort, wo der Kaiser während der Messe gestanden hatte, kniete die Knie und küßte weinend die Spuren des hinwegziehenden Sohnes. Als Graf Wiligand und andere Herren, die noch zurückgeblieben, dies bemerkten, lobnten sie tief erschüttert, traten heraus und berichteten es dem Kaiser. Augenblicklich sprang dieser vom Pferde, lehrte laufend in die Kirche zurück und fand sie dort selbst noch an jenem Orte betend und in Tränen zerfließend. — „O, verehrte Herrin“, sagte er, „mit welchem Dienste verneigen wir Euch diese Tränen zu verzeihen!“ Der Kaiser aber zog von dannen — und begab sich dann in Begleitung seines Sohnes wiederum nach Rom“ (900). (Aus der Vita I.)

Das wache Bildungsstreben, das die hochgeborenen Frauen der ottonischen Epoche kennzeichnet, ist auch Mathilde eigen. Und noch an ihrem Todestage ermahnt die Schwelkrante ihre Eulalia, die Äbtissin von Quedlinburg, ihr Amt sorgfältig und gewissenhaft zu verwalten, besonders aber „in allen Einden, die sie andern anverleget, mit der Tat und gutem Beispiel voranzugehen.“ Das Abschiedswort einer Königin, Mathildens ihres eigenen Lebens!

In manden der großen Frauen dieser Zeit prägt sich das religiöse Leben in Formen aus, die dem christlichen Dogma fremd, uraltes Erbe verraten: das „Heilige und Prophetische“ der germanischen Ahnen. Am schönsten hat dieses Erbe karolingischen Ausdrucks in der Gestalt der Bamberger Elisabeth gewonnen, eine Merne aus grauer Vorzeit inmitten christlicher Jahrhunderte. Es ist seltsam genug, daß diese Frauen des frühen und hohen Mittelalters ihren Weg noch ohne Verfolgung gehen konnten: „die Kirche war klug genug, diese verblendete Eigenmacht und Gefahr in einen Rubin für sich umzuwandeln“ (in von Strauß und Torner). Die tiefste Wahrheit auf ihre Zeit war Hildegard von Bingen vergönnt, einer hochbegabten Frau von festerer Kühnheit der Erkenntnis. So schließt ein Brief an Barbarossa: „Es ist not, daß Du in Deinen Angelegenheiten vorsichtig seist. Denn ich sah Dich in geheimnisvollen Gesichten in großer Ernsten und Mühseligkeiten leben vor meinen Augen.“

Auch wenn wir bedauern müssen, daß diese Frauen aus bestem Blut in Klöstern dem Erbitem unseres Volkes verlorengingen, so bleibt doch die Bedeutung dieser Klöster als Zentren eines

angespannten, lastendopfernden Werks un-
bestritten. Das Leben dieser Kloster hatte, bei aller
Strenge in der Verfolgung der Regel, einen inner-
lich freien und weiten Zuschnitt; die Frauen
hobten sich eng mit ihrer Innigkeit und den
Schicksalen verbunden. Die Abtinnen waren
herrischgewohnte, nicht immer sehr bequeme Frauen,
die Klagskreistagen jahrelang mit erneuter Kon-
sequenz verfolgen konnten. Manches über den Geist,
die Atmosphäre dieser frühen Euforien kennen wir
aus den kurz vor der Jahrtausendwende entstande-
nen Dichtungen Roswihbas von Sanders-
heim, der ersten großen Dichterin deutschen
Stammes, entnehmen.

Es ist eigenartig – und aufschlußreich für
innerste Triebkräfte der Frau –, daß ihre Ros-
wihba, trotz ihrer ungemein starken dichterischen
Begabung, der eigentliche Antrieb zum Schreiben
nicht im rein Künstlerischen, sondern im Erosien-
logischen liegt. Sie war die erste, die das Leben als
Kampfbedeutung des Lateiners Terenz (195 bis
159 v. Chr.), die sie als Gefahr und Verführung
betrachtete. Das Leben nach Terenz ist der Inhalt
nach gerade Entgegengesetztes gegenüberstellend,
eine Verherrlichung aller Tugenden und religiösen
Kräfte. Wohl ist die geistige Welt dieser Werke –
das kompakte Christentum der Heiligenlegenden mit
seiner massiven Schwarz-Weiß-Malerei – uns
Menschen von heute fern und fremd, dennoch ver-
leiht die Dichtungen Roswihbas in ihrer dramati-
schen Gespanntheit, ihren prächtigen Dialogen, ihrer see-
lischen Klarheit und Herzlichkeit, ihrem Mut und
ihrer Kraft auch uns vieles zu geben; sie sind
deutsch in einem sehr tiefen Sinne, trotz ihres teil-
bedingten lateinischen Gewandes. Stiefkindlich wichtig
ist ihre Biographie Ottos I., die besonders
in der Darstellung des Menschlichen große dichte-
rische Kraft verrät. Erschütternd, wie diese in der
Einsamkeit ihrer Waldberge lebende Frau selbst
Ereignisse wie einen Kriegsausbruch darstellen vermag,
ist wohl gedrangter Kummer, Klarheit und Prä-
gnanz! Roswihba beschreibt den Zug Ottos I.
gegen die Avaren:

„Doch nun plante der König selbst, im Ver-
trauen auf Christus, mit der gewaltigen Schar
der zum erhabenen Volk jenes frevelnde Welt
im eignen Land zu bekämpfen. So bewog er
es nun, das sich immer wieder emporhebt, mit der
waisener Hand und errand sich zahllose Leute,
welche die Ferne einst auf ihren Zügen uns
raubten. Jetzt verwandelte er im Heime ihre
Dörfer und Felder, raubte Frauen und Kinder,
die seinen Lieben, aus den Höfen, warf die Feinde
in Boden und kehrte siegreich zur Heimat“



Nach bei Roswihba das politische Interesse auf
die Rolle des Zuschauers und Darstellens be-

traut. So hatte es bei anderen Frauen der Zeit
behalten, sich in verantwortlicher Stellung zu
beweisen und zu bewahren. Bekannt ist die Her-
zogin Mathilda von Carinthien, die als junge
Frau das viel älteren Herzogs Burkhard
mit Umsicht und Strenge regierte, ihre
persönliches Leben blieb
gemeinsam mit ihrem Lehrer Effe-



Eine Frau schneidet dem Ritter das Haar ab. Im
Hintergrund ein Bandweberstuhl, auf dem aus dem
Haar ein Gut gewebt wird (aus der großen Heidel-
berger Liederhandschrift um 1310)

Zufnahme auf

hard von St. Gallen über dem Studium
von griechischen und lateinischen Schriftstellern
verbrachte. Ihre Hofmutter war die Königin
Mathilde, die während der Romfahrt Ottos III.
mit der Lenkung des Reiches betraut war.

Nach breitere und tieferer Wirkung war natür-
lich den Frauen gegeben, die neben ihrem Mann
als Konsortinnen an der Spitze des Reiches standen,
wobei an anderer Stelle ausführlicher berichtet
wird.

Nur eine der deutschen Konsortinnen, auch die
aus fremden Fürstengeschlechtern stammenden, hat
sich der Verantwortung ihres Amtes entzogen, so
manche hat, nach Maßgabe ihrer Kräfte zum Bau
des Reiches beigetragen. Strapazen und Gefahren,

von denen wir heute kaum noch wissen, wurden müßig und klaglos ertragen: beschwerliche Reisen von einer Pfalz zur andern, Begleitung des Königs auf Kriegszügen, fürchterliche Fahrten über die verschneiten und vereisten Alpen in das immer wieder den Aufrühen durchladerte Italien. Und daneben ein stilles und selbstverständliches Schaffen. Manah ein deutscher Dichter, manah eine deutsche Stadt verdanken ihr charakteristisches Gepräge dem hauseigenen Interesse einer deutschen Königin. Förderung der Gelehrten und der Wissenschaften, der Dichtkunst und des Gesanges waren Aufgaben, die die begabten Frauen auf deutschen Fürstenthronen mit Eifer übernahmen. Aber auch die stilleren, vergessenen, selten oder nie genannten haben eines mit den großen und bedeutenden gemeinsam: daß sie alle ihr würdig gemühtes Leben einfügten in das nützliche, zeitlebende Bild der deutschen Königin, das vielleicht seine schönste und gütigste Formung in der Regensburger Plastik der Königin Emma gefunden hat. (Siehe mittlere Bildseiten dieser Folge! — Schriftleitung.)

Auf der Höhe des Mittelalters vollzieht sich ein allgemeiner Wandel in der Wertung der Frau. Im Gefolge der Kreuzzüge und der freundschaftlichen Verührung mit dem französischen Rittertum beginnt das Zeitalter der Frauenverehrung, das im Minnesang und in der höfischen Epik seinen stärksten dichterischen Ausdruck findet. Die Frau der ritterlichen Schicht, deren Leben bisher fast unbeachtet hinter Burmanern verlaufen war, tritt jetzt als Herrin des Minnedienstes in den Kreis der öffentlichen Anteilnahme. Sie wird Trägerin eines neuen Bildungsideals, das die alten Bildungswerte vereinnigt mit Weltlaunigkeit auf der einen, sitzamer Haltung auf der anderen Seite — das „höfische“ Ideal. Diese Bildung zielt nicht nur auf geistige, sondern ebenso stark auf musische Kräfte und seelische Fähigkeiten.

In Gottfried von Straßburgs Epos „Tristan“ wird Isolde als Muster heidischer Erziehung dargestellt:

Sie war in Heiligkeit gewandt,
In Kunst geübt mit Mund und Hand;
Die schöne Maid sprach rein
Französisch und Latein
Und die Erredt von Dorela
Sie hiebte nach Miners Art
In weilscher Weise schon und jart

Sie war gar süß an der Zunge,
In Sitten und Betragen gut.
Sie konnte schönes Saitenspiel
Und ebler Fertigkeiten viel
Brief und Scherzonen lichten,
Dorel und Dorel lichte und lichte,
Sie konnte schreiben und lesen.

Auch das Schönheitsideal der Zeit, das dem nordischen Rassenbild nahe verwandt ist, zeigt neben der Freude an der körperlichen Erscheinung seelische und geistige Züge. Als Beispiel sei eine Beschreibung der Gattin Barbarossas, Beatrice von Burgund, gesetzt: „Beatrice nun, die Gattin des Kaisers, stammte selbst vom vornehmsten Geschlecht in Burgund. Sie war von mittlerer Größe, hatte goldgelbes Haar und ein sehr schönes Gesicht. Ihre Zähne waren weiß und schön gestellt, ihr Mund klein. Ihr Wuchs war aufrecht, ihr Gesichtsausdruck bescheiden, ihre Augen hell, lieblich und anziehend. Ihre Reden waren klug. — Und wie sie Beatrice hieß, so war sie in der Tat im höchsten Grade gelehrt.“

Diese Jahrhunderte erleben eine hohe Entwicklung weiblicher Kunstfertigkeit. Herrliche Arbeiten gehen aus den Händen der Frauen hervor, sie sind nicht mehr auf die Klöster beschränkt, die schon früh das „Spinnen und Weben und Sticken mit Gold und Perlen auf seidnen Gewändern“ gepflegt hatten. Auch in die Frauentemenaten der Burgen finden Webstuhl und Stickrahmen Einlaß, und manche Arbeit, die noch heute unsere höchste Bewunderung weckt, ist hier entstanden, wie der edelsteinfeste Sturz der Kaiserin Kunigunde. Die Frau prägt ihrer Umgebung immer mehr den Stempel ihres eigenen Wesens auf.

Heimgestaltung und Wohnkultur

Die Fähigkeit gerade der deutschen Frau, das „Heim“ zu gestalten, zeigt sich früh. Wie ausgeprägt und reich diese Wohnkultur bereits war, erfahren wir aus einer Beschreibung des um 1200 anisierenden Sachsenspiegels über die Frauen gerade, d. h. alles, was zum persönlichen Eigentum der (ritterlichen) Frau gehört:

„... das sind alle Schafe und Gasse und Kasten mit aufgetanen Laken, alles Garn, Betten, Puhle, Kissen, Laken, Tischlaken, Handtücher, Madelaken, Becken, Leuchter, Linnen und alle weiblichen Kleider, Fingerringe, Armbänder, Schapel, Plätter und alle Bänder, die zum Gottesdienst gehören, welche die Frauen pflegen zu lesen, Gespiel, Schere, Zerstörer, Perlen, Kette, Kette (auch am Bett zwischen Kissen und Wand) und alle Schinde (Kopfschmuck), dies ist was zur Frauen gerade gehört usw.“

Über die Arbeit der mittelalterlichen Hausfrau hören wir leider wenig, die Quellen sind äußerst dürftig, die Dichtung hat für das alltägliche Leben wenig Interesse. Der Tag der Hausfrau im Mittelalter muß bis zum Nahe erfüllt gewesen sein; er erforderte ein großes Ma an Können, an Planen, Entwerfen, Überlegen, kurz all die Fähigkeiten, die wir mit dem Wort „organisieren“ bezeichnen. Viele Arbeiten, die heute außerhalb des

baufes erledigt werden, unbestrittenes Gebiet der Industrie, gehörten damals in den Kreis der Frau: Weben, Schneiden, Fälschen, Nähen, Waschen, Spinnen, Weben und Nähen, eine viel umfängliche auf weite Sicht berechnete Vorratswirtschaft. Noch bei Hans Sachs klagt ein Ehemann über seine faule und untüchtige Frau, daß sie nicht, wie es sich gehört, für Vorräte Sorge in

Holz, Salz, Schmalz, Furel, Kraut und
Kerck

Wann hies bedarf, laufft sie erst hin

Und genß (aiß) dem piraquar (Kleinbändler)
den gewin.

Solche Ausnahmen bestätigen nur die allgemeine Regel.

Die uralte Kunst der „weisen Frauen“, die ärztliche, schon in den dunkel raunenden „Merseburger Zaubersprüchen“ überliefert, war den Frauen des Mittelalters wie denen der Vorzeit vertraut. Die höfische Dichtung gibt manches Beispiel. Nur durch die Heilkunst der Konigin Isolde ward Tristan von hoffnungslosem Siedtum geheilt, das eine vergiftete Waffe ihm eintrug. Und der schwerverwundete Hawan 11. „Pa 117 al“ gefunden, als die alte Königin Arzive seine Wunden mit warmem Wein behandelt, sie mit seidenen Stößen verbindet und ihm heilkräftige Wurzeln und Trank gibt.

Eelstam genug paßt dieses Bild eines mit Arbeit und Pflichten reich erfüllten Alltags zu jenem anderen Bild der höfischen Dame, die als Herrin des Minnedienstes im Mittelpunkt der Dichtung steht. Im Anfang war

Der höfische Minnedienst

diese neue, von Frankreich übernommene Frauenverehrung, die grundsätzlich nicht dem jungen Mädchen, sondern der Frau eines andern galt, nicht mehr als eine Mode, die als solche schließlich in den lächerlichsten Missetaten ihr Ende fand. Aber diese Mode, die aus ihrem Ursprungsland manche lockeren Züge mitbrachte, wird in Deutschland in zunehmendem Maße vertieft und schließlich verwandelt; sie wird zu einem erzieherischen Mittel, zu einer ungeheuren Möglichkeit der Menidenernung, die einem ganzen Stand jenes Gepräge gibt, das wir noch heute mit dem Wort „ritterlich“ bezeichnen. Denn das ist das Kennzeichen der hohen Minne, daß sie alle inneren Werte fördert, in allen Tugenden erzieht, die dem ritterlichen Menschen jener Zeit höchste Ideale bedeuten: Stärke, treue, zucht, maß, milde. Um der Erlangung dieser Tugenden willen verehrt der Ritter seine Dame, um ihre willen nimmt er alle Mühsal des Minnedienstes auf sich. Eine Erhöhung der Ehe hat der Minnedienst

kaum herbeigeführt, dazu blieb er zu sehr blühende, gesellschaftliche Form, Spiel auf einer Ebene, die fern war allem Elementaren. „Der Minne Lohn“ war Gegenstand einer kaum getraumten Sehnsucht, die sehr wohl um die Grenzen der Wirklichkeit wußte; diese Grenzen wurden noch mehr durch die innere Gebundenheit, die eheliche Treue der Frau gezogen als durch das herrische, zum Griff an das Schwert bereite Mähen des Mannes über der Ehre seines eigenen Hauses. Dennoch bedeutete es eine Tat von ungeheurer Kühnheit, als die größten epischen Dichter jener Zeit, Hartmann von Aue und Wolfram von Eschenbach, Ene und Minne zur Einheit verbanden, die eheliche Liebe zur hohen Minne steigerten. Sie gaben damit der Minne eine neue Verantwortung, der Ehe ein neues Leuchten; sie wandelten ein fremdes Ideal in die eigene, dem heidnischen Wesensgesetz zunächst entsprechende Form.

Ähnliches lehrt die „Wilsbedin“, das Gedicht eines unbekannten Verfassers aus dem 13. Jahrhundert, das die Fragen der Minne und Ehe in Form eines Gespräches zwischen einer Ritterfrau und ihrer Tochter behandelt. Auch hier lautet die Wertung eindeutig zugunsten der ehelichen Liebe und Treue aus.

Die Liebe soll von Herren kommen
Und haben steter Treue Pfand,
Ob in Verhul, ob in Gewinn.
Die andre Liebe schlupfrig ist
So wie das Eis, daher, dahin

Die Treue . . . dem Mähten hat den Namen
ar ist er immer in tochterlichen Dichtung
auszuweisen inneren Wert und den, die
aber alle Demütigungen auf sich nimmt, als dem
Verlobten die Treue zu brechen, Kriemhild,
deren schmerzhafteste Liebe zu dem ermordeten Siegfried die Auslöschung ganzer Geschlechter als Rache und Ehre verlangt. . . . Zu den schönsten Zeugnissen solcher Liebe gehört jener Reiselied aus dem 12. Jahrhundert, den die liebende Frau über dem schlafenden Gatten spricht.

In der nach mir, ist dir noch sende
mit meinen fünf fingeren
knecht und künste ergeit
Bei dir quande
beim ad. di
ob die nachste, ob die ad. sende
mit meinen fünf fingeren
wie der tag Engeln.
Bist dir gesunde
beim mir sende.)

Dieser Ton einer gefühlstarken inneren Verbundenheit klingt immer wieder auf und gibt vielen unserer selbst den deutschen Liebeslieder etwas Zeitloses und Ewiges.



FLACHSBEARBEITUNG ZU LEINEN UND SEIDE

NACH EINER WANDMALEREI IN EINEM KONSTANZER BÜRGERHAUS
UM 1300

1. Eine Jungfrau zieht den Bast vom Hanfstengel.
2. Eine Frau bearbeitet den Flach mit dem Schlagholz, sie schwingt ihn so den Hanf.
3. Der Hanf wird gehedelt, um sodann mit den Händen ausgerieben zu werden.
4. Der Hanf wird kunstgerecht auf den Spinnrocken gelegt.
5. Das Spinnen mit der Handspindel.
6. Eine Frau haspelt eine vollgespannene Spule auf eine Pfandhaibel ab. Es gab auch größere Wechhaibelgestelle.
7. Auf einem großen Webstuhl wird Leinen gesponnen. Hinter dem Webstuhl sitzt ein Kind, das die Spule für das Schiffchen aufwickelt.
8. Jungfrau an einem auffallend großen Bandweberstuhl arbeitend.
9. Eine Frau zerschneidet das fertige Leinen mit der Schere.

Münchener Flachs- und Seiden-Handwerk

Du bist mir, ich bin dir,
des soist du gewis!
du bist besessen
in meinem Herzen.
verloren ist das Flitzen:
du muost es immer darinne sin.

(Waltther von der Wegheide)



Mit einer Tiefe, die stärker war als irgend-
welche Einflüsse der gesellschaftlichen Mode, stand

Die mittelalterliche Ehe unablässig im Kampf

Es ist das Ringen mit ihrer Vertung durch
die Kirche. So sehr sich die Kirche auch
bemühte, durch ihren Einfluß die Unauflöslichkeit
der Ehe zu fordern, so trug sie doch von ihren vor-
deratistischen Anfängen her ein ehegefährdendes und
eheauffösendes Element in sich: die absolute Hoher-
wertung der Jungfräulichkeit als solcher, die Ein-
schätzung der Ehe als „kleineres Übel“. Die Sinnen-
feindlichkeit vieler Kirchenväter zeigt sich in einer
erkühterten Haß auf das Weib als „Ursache der
Sünde“. (Siehe Vortrag von Dr. Kuehn-
Schwintz.)

Typisch nordisch ist jene Darstellung der „Frau
Welt“, die wir aus einigen Plastiken kennen, als
schönen, lockendes Weib, dessen Proben von Vor-
mern zerfressen ist. (Siehe Bildseiten dieses
Heftes! Schriftleitung.) Immer wieder bricht diese
fremdbestimmung, sinnenfeindliche Richtung durch.
Sie feierte ihre schimmlichen Orgien in den Herren-
prozessen des späten Mittelalters, die Hun-
derte von Frauen auf den Scheiterbänken brachten.

Charakteristisch für diese Einflüsse, die alle
Freude als etwas Widergöttliches betrachteten, ist
ein Vorfall bei der Hochzeit Heinrichs III.
mit Agnes von Poitiers im Jahre 1034.
Dort ließ der König, der sich der strengen kirchlichen
Richtung zugehörig fühlte, alle Spielleute we-
weisen, die sich von weit und breit in Scharen er-
gefunden hatten, wie es guter alter Brauch war
bei solchen Feiern.

Manch eine Frau mag sich in jenen Zeiten
diesem Zwiespalt zwischen „Welt“ und Kirchen-
gebot wand und müde gekämpft haben, immer wie-
der war die Wahl gestellt zwischen dem „himmlischen“
und dem „irdischen“ Brautgarn. Erschütternd als Zeugnis für diesen Zwiespalt ist das
Leben der hl. Elisabeth. Diese Frau, die
als glückliche Gattin und Mutter nicht
die Armen und Bedrängten vergaß,
die ein wahres soziales Gewissen mit
großer religiöser Hingabe vereinte,
wäre vielleicht nicht die früh verstor-
bene Heilige, wohl aber ein weichen
wirkender Mensch, eine Landesmutter
im besten Sinne geworden, ohne den

Schatten ihres finsternen Beichtvaters,
Konrad von Marburg. Die ganze Tiefe
einer seelischen Marter wird sichtbar, wenn Elisa-
beth, auf das Gebot ihres Beichtvaters, die Welt
zu verlassen, Gott bittet, er möge die maßlose
Liebe für ihr Kinder von ihr nehmen. Kardinal
kann Zusammengehöriges nicht auseinandergerissen
werden.

Es war eine Frage der Kraft, die der Seele
des deutschen Volkes immer von neuem gestellt
wurde, ob sie sich von solchen Einflüssen auf die
Dauer gefangen nehmen ließ oder nicht. Ein stiller,
innerer Kampf, in den Tiefen heitiger Kämpfe
durchdringt die Zeit; immer wieder strahlt durch
alle Überreizungen das deutsche Seelenbild rein
und klar und in bewundernder Schönheit. In diesen
Kämpfen geformt an erster Stelle die religiöse Be-
wahrung der Musik hinein, die von vielen Frauen
in der Zeit. Die bedeutendste Musiklerin
der Zeit war Mechthild von Magdeburg.

Mechthild hat diese stille, nur ihren Gedanken
lebende Frau gar nicht geahnt, wie lahn und allen
Dingen fern ihr „fließendes Licht der
Gottheit“, wie ungeheuer das Recht, das sie
der Seele verliehen, war: „Frau Konig, noch
hast du zu fordern Gott und alle seine Reiche.“
In den Bildern der irdischen Liebe, in Minne-
gespräch, Werbung, königlicher Hochzeit geschildert in
den Visionen Mechthilds die Vereinigung Gottes
mit der Seele — dieser ganze, von der Kirche
geachtete Bereich der irdischen Minne wird als
Ausdrucksform und Symbol der geheimsten reli-
giösen Geschehnisse gemahnt. Die Formkraft einer
Dichterin spricht aus den Hymnen der Mechthild,
in wunderbaren Gleichnissen und Bildern gestaltet
sie ihre Erfahrungen.

Innigkeit, seelische Anmut, eine Sachheit, die
adlig ist und doch von irdischer Kraft — dies
Bild der Frau tritt uns immer wieder entgegen,
in Dichtung, Plastik und Malerei; es zeigt,
daß in dem Seelenkampf von mehreren
Jahrhunderten die Kirchenväter doch
nicht Sieger blieben. Die germanische Wer-
tung der Frau und der Familie bricht immer wieder
unbezwungen durch. Die humanistische Familie wird
zum Abbild irdischen Glückes; in Dürers „Ruhe
auf der Flucht“ helfen die Engel im seligen Bei-
sammen dem werkenden Zimmermann und der
sehnenden Frau. Hellanig, zart und vernünftig und
doch in allen irdischen Handlungen gekleidet, so
stehen die Frauen auf dem Goldgrund ihrer Bilder,
und mitunter hebt das Kunstwerk eines großen
den Vorhang von einem unfaßbar schweren und doch
ganz gemessenen und bewungenen Leben, wie in
dem Bildnis der Mutter Dürers. In Jahrhun-
derten bauten diese Frauen auf den unzerstor-
baren Fundamenten eines Volkes, der Familie mit
ihrem ganzen Reichtum an seelischen Werten und
der Erde als unzerstörbarer Bewahrerin der Treue
gegen das Blut.

Wenige wissen es!

Die kirchliche Wertung der Frau im Mittelalter

VON DR. BERNHARD KLUMPER

Drei Wissenschaften sind heute a. a. h. die Erforschung des sittlichen und religiösen Lebens des germanisch-deutschen Menschen. Die Germanenfunde, die Missions- und Kirchengeschichte und die Geschichte der Kultur. Diese Arbeit, bei der sich die beteiligten Kräfte ergänzen statt bekämpfen sollten, gehört als Ganzes in die Geschichtswissenschaft hinein, nicht in die protestantische oder katholische Kirche. Denn sie ist nicht Lehre vom Gottesdienst, sondern Lehre vom germanisch-deutschen Menschen.

Diese Vorbemerkung ist unerlässlich, wenn es gelingen soll, im folgenden den Leser um eine der wichtigsten Fragen germanischer Kulturgeschichte der Lösung näher zu führen. Auch dieser Teilbereich ist völlig in die angesehene Kampferent verwickelt worden und nur von ihr aus zu verstehen. In Nr. 10. 1935 der in Saarbrücken gedruckten „Katholischen Volkschriften zu Tagesfragen“ „Germanisches Frauentum und Christentum“ heißt der erste Satz: „In dem derzeit tosenden Kampf gegen das Christentum und die katholische Kirche werden auch die altgermanischen Frauen mobil gemacht, zwar nicht in einem die Streitmacht ersetzenden Amazonenkorps, wohl aber als Zeuginnen wider Christentum und Kirche.“

Wir haben die Freiheit, die Frage ein wenig schärfer zu prüfen und dem Volke zu helfen gegen die, die es betrogen. Kein anständiger Mensch, ob Christ oder Nichtchrist, gehört an ihre Seite. Wir geben noch einmal

die zwei Grundansichten,

die sich bei der Frage nach der Stellung der Frau in der germanisch-deutschen Sittengeschichte einander gegenüberstellen

Die eine Ansicht sieht eine entscheidende Hoherhebung der Frauengeltung durch die Mission als notwendig an

Die andere schließt aus dem uns bekannten germanischen und deutschen Sittentum das Gegenteil.

Jede der beiden Ansichten hat Schwierigkeiten und Widersprüche zu überwinden. Es ist die Frage, wo das am besten gelingt

Der Kirche wird das Verdienst zugesprochen, das germanische Leben, namentlich das Eheverhältnis,

„durchsitzig“ zu haben (Hans von Sönnert), „Zucht und Ordnung in das häusliche Leben gebracht“ zu haben (R. Seeberg). Sie hat „das kulturgeschichtliche Verdienst, daß sie das hochgepannte Ideal der lebenslangen Eintracht auch unter Barbaren anwandte und durchzuführen trachtete“ (Miel. i. Gesch. u. Gen., Art. Ehe). Mit den Bußbüchern namentlich (die so schamlose Fragen enthalten), habe sie „ihre Zeit dazu gewirkt, daß jene verwerfliche Annahme von der Ehe, wie sie nur bei Monogamie bestehen kann, unserem Volke heimisch geworden ist“ (Friedberg). „Barbarische Ehe, in der auch der Mann treu sein muß, hat auch zu den Germanen erst das Christentum gebracht, wie in die Welt“ (Witte).

Von hier aus geht man die Entwicklungslinie der deutschen Frauengeltung. Sie war in alter Zeit, wie es in Hoops' Reallexikon zu lesen ist: „Eadie“, die der Mann „rechtlich“ (trotz besserer Stellung durch die Eide) „rauben, verkaufen, verheiraten, toten, verstümmeln, schlagen konnte“. Durch das Christentum wird sie „befreit“, wird Persönlichkeit, entwickelt sich zur Gefährtin an seiner Seite. Am besten begründet Seeberg diesen Standpunkt: „In Wirklichkeit hat das Christentum das Weib befreit, indem es in der höchsten Beziehung des Daseins, in dem Verhältnis zu Gott, es als freie Persönlichkeit auf dieselbe Stufe wie den Mann stellte.“ Der Benediktiner Dovenheim betont: „Dem Manne stand das Recht zu, seine Frau zu veräußern, zu verheiraten oder zu vererben, aber auch frei, sie zu züchtigen. Erst das Christentum konnte auf vieler Mühe solche Mißbräuche abstellen.“

Von hier aus ist es uns nun geradezu geboten, jeden Ehandelsakt und jede Unmoralität, jede Polt und jede Heringsheit der Frau in christlicher durch Verleihen des Wortes „noch“ als Rest heidnischer Sittlichkeit anzusprechen.

Von hier aus geht man dann über zum Kerngeheimnis der Frau, das in Saa und Edda so sehr beachtet wird, aber erst durch das Christentum erweckt werden sein soll. „Welch furchtbare Gestalten sind jene Priesterinnen, die den Kriegsgefangenen die Kehle durchschneiden und das Blut in einem Keßel sammeln.“ „Dann erscheinen im frühen



Links

Römische Darstellung einer Germania
 Marmorstatue sog. „Thuseidea“, Florenz,
 in antiker griechischer Trauerstellung
 mit entblößter Brust

Aufnahme: Steedner, Berlin

Unten:

Germanische Mutter aus dem 1. Jahrhundert n. Chr.
 Darstellung der Landesanstalt für Volkskunde
 in Halle a. d. S.

Aufnahme: Landesamt





Queen Emma
(13. Jahrh.) Regensburg, St. Emmeran
Aufnahme: Steadler Berlin



„Grammatika“
Darstellung am Münster
zu Freiburg Br.
Aufnahme: Steadler Berlin



Mathilde
Gemahlin Heinrichs des
Löwen, Tochter des
Königs von England
(12. Jahrh.)
Aufnahme: Steadler Berlin

Die Burg
Statue am Dom
zu Naumburg a. d. S.
Aufnahme: Steadler Berlin

**„Wie der Weiskönig
Maximilian und die
Königin Maria von Bur-
gund einer des an-
deren Sprache lernt“**
Holzschnitt von Hans
Burgkmair (um 1500)
Aufnahme: Histor. Photo. Berlin





Elisabeth von Thüringen
(1207–1231)
Darstellung v. F. Riemenschneider



Katharina Mutter († 30. 6. 1531)
Gemälde von L. Cranach
3 Aufnahmen: Städtisches Museum, Berlin



Dorothea Mutter
dreißigjährig (1514)



Saskia
Rembrandts Frau (17. Jahrh.)
Aufnahme: Kunst- und Historien-Museum, Berlin



Elisabeth (Elisabeth) von Thüringen,
wie sie rastlos schaffend im Leben stand
Darstellung von Hans Burgkmair (1473–1531)
Aufnahme: Archiv Schöps



„Frau Welt“
Mönchische Entwürdigung des Frauenlums Darstellungen
v. J. N. in Worms—Straßburg—Nürnberg
1 Städtisches Museum, Berlin 2 Kunst- und Historien-Museum, Berlin



Eckhard Mutter
Teil eines Gemäldes von Holbein (1516)
Aufnahme: Historia-Photo, Berlin



Eracht der Bronzezeit (Königin)
 a. d. 16. Jahrh. vor Chr.,
 Jacke mit halblangen Ärmeln,
 schwerer Wollrock, gehalten durch
 festgewirkten Gürtel, dazu oft
 ein Haarnetz
 Aufnahme: Landesanstalt, Halle a. d. S.



Burgundische Mode
 14.—15. Jahrh.
 (westliche Einflüsse)
 Aufnahme: Historia-Photo



Vorachmeskleid (16. Jahrh.)
 Darstellung von
 L. Cranach d. Ä. (1472—1553)
 Archiv Schöngör



Edeldame mit Federhut (16. Jahrhundert)
 Darstellung v. Hans Holbein (1497—1543)
 Aufnahme: Städt. Berlin



Königin im 16. Jahrhundert
 Erzählung von Pankraz
 Lebenwoll (1492—1563)
 Aufnahme:
 Staatliche Bildstelle, Berlin

Frauenkleidung im Wandel der Jahrhunderte

Mittelalter . . . eine lange Reihe von heiligen Frauengestalten, deren Lebensideal nicht Hag und Hache, sondern heisende und dienende Liebe ist“ „Das Genußleben der Frau wird gewischt und damit das ganze Wesen geändert.“

Von hier aus wird dann „der germanische Ursprung des Hekenvahns“ erwiesen. „Germanisch ist auch die Falschung des Hekenvahns auf das weibliche Geschlecht“, weshalb ja diese furchtbare Schande des christlichen Kulturkreises, auch nach den „Ettiden“, in germanischen Ländern insofern der germanischen Blutsungehörigkeit der Frau zuzurechnen ist.

Mit diesen Fakten ist ungefähr die Art angedeutet, wie man versucht, die frühliche Herabsetzung der Germanen durch die mittelalterliche Kirche, besonders an der Stellung der Frau, zu erklären.

Wenn greift man auch weiter zurück auf die Indogermanen. Es steht im „Germanischen Vocabular“ unter „Frau“: „Für die Germanen ist die niedrige Stellung der Frau außer Frage. Die Frau hat die schwersten Arbeiten zu verrichten . . . Töchter zu haben, gilt allen indogermanischen Völkern als Unglück, das sie hat durch deren Aussetzung abzuwenden.“ Und Karl Weinhold schrieb in seinem alten Buch „Die deutschen Frauen in dem Mittelalter“ einen von drei Schlußsätzen 1932 in einem Schulbuch neu abgedruckten Abschnitt, der so beginnt: „Die Germanen begannen gleich allen anderen Völkern mit der rohen und barschaftlichen Auffassung des Weibes als einer Sache und als eines Werkzeuges zur Arbeit wie zu sinnlicher Lust . . .“

Je weiter aber man die deutsche Völkesskunde in die Erkenntnisse der historischen Tatsachen vorbringt, desto deutlicher werden genau gegenteilige Tatsachen. Bei den Franken wie bei den Isländern stellen wir eine offene Wandlung zum Schlechten fest. Schon 1857 sagte Johann Heinrich Kuhn: „Fragen wir nach dem Stande der Sittlichkeit unter den christianisierten Germanen, so kann nicht geleugnet werden, daß derselbe seit der Christenmission tief gesunken ist. Ein größerer Kontrast ist in der Tat kaum denkbar, als im 3. B. die Scheidung altgermanischer Ehe und Ehelosigkeit bei Tacitus (Cornelius Tacitus, römischer Geschichtsschreiber 55–117 n. Chr.), den die nordischen Quellen völlig bestätigen, und die Beschreibung der kolossalen Entartung und brutalen Zuchtlosigkeit in den (christlichen) merovingischen Zeiten bei Gregor von Tours (Bischof und fränkischer Geschichtsschreiber, lebte 543–594 n. Chr.) darstellt.“ „Die Tatsache besteht also: mit der Bekehrung der germanischen Völker zum Christentum geht eine

Entsittlichung Hand in Hand“ (Dr. Harald Exner in „Evangelisches Schulblatt“ 1934, S. 10). Andreas Heusler, unser heiserer Sagakenner neben Mogk, weist in seinem „Strafrecht der Isländerlaagen“ auf den Besitzungswandel von den heidnischen Zeiten auf die „geschlechtlichen Verhältnisse“ der ersten christlichen Jahrhunderte. „Konkubinate sind an der Tagesordnung; Ehebrüche, Ehandlungen und mehr oder weniger gewalttätige Entführungen.“ Walter Baetle, der als Schüler Wilhelm Sielows durchs auf christlicher Seite bei der Betrachtung germanisch-deutscher Geschichte steht, schrieb im Vorwort zu seiner Übersetzung der isländischen Erelungenlaagen, die uns Island im zehnten Jahrhundert nach der Taufe zeigen: „Die alte Zeit kennt nur das Wagnis, den Todschlag des Gegners im Kampf oder Überfall. Jetzt verläuft kaum ein Feldzug ohne das grausame Nachspiel der Konkubinate der gefangenen Gewinde; die Taube, die ein neues Mittel zur Wiederherstellung der Mannes- und Sippenhre, wird jetzt in das Blut des besiegten Gegners getilgt. Auch die Verwundung, besonders das Abhacken von Händen und Füßen, ist eine beliebte Form der Rache und beweist ebenso wie die häufigen Raubzüge und Brandstiftungen den Niedergang der alten Kriegerethik.“

Aber diese Verrohung . . . ist nur eine Teilerscheinung und nicht einmal die schlimmste, einer allgemeinen Entartung. Diese zeigt sich am kräftigsten vielleicht in den Verheerungen der Geschlechter, in der eine Jungellosigkeit herrscht, die nach der vorbildlichen Zucht und Sittenreinheit, die uns die Sagas zeigen, im höchsten Grade erscheint. Die Abstinenz vor der Ehe, die in der heidnischen Zeit kaum einmal verletzt wird, ist völlig geschwunden. Das Konkubinat herrscht unbeschränkt unter Freien und Hülfsleuten; von vielen der angesehensten Häuptlinge hören wir, daß sie uneheliche Kinder von freien, oder mehr Geliebten haben, die sie teils nacheinander, teils aber auch gleichzeitig unterhalten, oft sogar neben der rechtmäßigen Ehefrau. Es gibt Frauen, Töchter der vornehmsten Krieger, die mehreren Männern Kinder geboren, ohne mit einem Verurteilten zu sein.“

Baetle fährt fort: „Auch die Beistandlosigkeit macht, wie schon angedeutet, von dieser allgemeinen Verkommenheit keine Ausnahme; ja sie geht – wie im Italien der Renaissance – mit schlechtem Ehelust voran und trägt an der allgemeinen Verwilderung ein gerütteltes Maß von Schuld . . . Zwar die äußeren Einrichtungen der Kirche stehen in dieser Verkommenheit, man wird aber nicht erwarten können, daß sie allein der allgemeinen Verwilderung entgegenwirken. Die Kirche von Bremen weist schon tadelnswerten Klerus

auf die gemunde Eutlichkeit der eben erst getauften
Leute.

Hat jemand wirklich die Ethen, heute
im rassenbewußt gewordenen Volk die
Tatsache sittlicher Verderbnis jener
Zeit als germanisches Erbe hinzus-
stellen, statt als Folge, als zu ver-
mutende und nachgewiesene Folge einer
fremden Mission? Ob d. Missionen bewußt
oder unbewußt diesen Schaden wagte um des
größeren Gewinns am neuen Glauben, ist eine
Frage anderer Art. Der Grund der Entartung und
eines sittlichen Niedergangs nach der Mission ist
zunächst unabhängig von dem Wert der neuen Lehre
gegeben in Zeitpunkt und Methode der Mission, die
entlegnete, um neu zu geben, und damit die Ver-
luste halbtloser Entartung schuf. Jakob Grimm
(Sprach- und Volkstumsforscher, lebte 1785 bis
1863) erklärt diesen Vorgang mit den guten Wor-
ten: „Was sonst als Treue und Anhänglichkeit
gepriesen wird, wurde von den Verkündigern des
neuen Glaubens als Sünde und Verbrechen dar-
gestellt und verfolgt. Ursprung und Sitz der bei-
ligen Lehre waren für immer in ferne Gegenden
entrückt, und nur eine abgeleitete, abgeschwächte Lehre
konnte auf heimathliche Stätten übertragen werden.“
Dements ehe das geschah, entartete viel. Die rui-
liche Anfallheit der Rompilger oder dann der
Kreuzfahrer vergangenwartig und schon der Brief
des Bonifatius an seinen Bruder Erzbischof
von Canterbury: „Es würde eine Ver-
ringering der Ehre bedeuten, wenn
die Synode und deine Principes den
Frauen und Männern die Reise nach
Rom und zurück in großer Gesellschaft
verbieten würden, weil ein großer
Teil zugrunde geht, wenige unberührt
zurückkehren.“

Bemerkenswert ist hier auch das, was Euth-
prand, Bischof von Cremona († 970), über die
Päpste der nordischen Bekehrungszeit sagt. Kaiser
Otto I (912–973) empfing damals ein Schreiben
des römischen Volkes unter dem achtzehn-
jährigen, lafterhaften Papst Johannes, in dem
es heißt, daß die Frauen aller Nationen „sich
schicken, zu den Gräbern der Apostel zu wallfahrten,
weil sie gehört haben, daß der Papst vor men-
igen Tagen Ehefrauen, Witwen, und Jungfrauen genei-
gung habe.“

Eine andere Frage ist natürlich, ob diese von
dem Ehrlichen mehr zu bestrittene Entfaltung
irgendwie im Wesen der Lehre des Evan-
geliums begründet lag. Hier erst kann ein
Streit der Meinungen beginnen, und
hier erst liegt die Gefahr vor, daß die eine Auf-
fassung das religiöse Erwunden des anderen ver-
kist. Die bisherige Feststellung muß jeder Ehrliche
unterschreiben, wenn er nicht die uralten Ethen
fremden Herkommens oder Blutes der Natur seines

eigenen Volkes und Blutes zuschreiben will; auch
der katholische Volksgenosse, der genau wie der
andere gläubige in der deutschen Front als Deutscher
steht, kann sich der Tatsache nicht verschließen, daß
das Entwurzen der Ethen, das sie auf den Hirten-
und Herdenweg nach Rom bringen sollte, geschicht-
lich nachweisbar eine Entfaltung zur Folge
hatte, zunächst ein Zwischenstadium. Jenes damals
noch zu erwandernde Rom braucht man nicht gleich-
setzen mit dem, was heute über alles Menschliche
hinaus der gläubige Katholik in Rom verehrt.
Dort wurde ihm in tausend Jahren etwas zum
Leben und zur Heiligkeit, was damals weder
den Geist der Bekehrten noch irgendwie von den
Ethen übernommenes und vertrautes Heiligtum
war. Wenn deutsche Zeitungen heute schreiben, der
deutsche Katholik lasse sich „durch seine Macht der
Welt von Rom trennen“, denn der nach Rom
kommende Deutsche „komme nicht in die Fremde,
sondern in seine Heimat“, so hat auch diese Ent-
stellung keinen Grund, die Tatsache zu verkennen,
daß damals der Deutsche erst einmal auf Kosten
seiner gesamten bisherigen Sitten- und Glaubens-
bindung nach einem fremden Rom ausgewandert
ist. Und dieses Rom war nach dem Eutlichtens-
und Mordgefühl aller Germanen damals und aller
Deutschen heute eine Stätte der Unsitte. Des-
halb wuchs an der Bekehrung zu diesem Rom not-
wendig die germanische Unsitte und die
Erlösungsbedürftigkeit der immer mehr an Sünden-
schuld verstrickten Seelen. Und es ist dann erst
eine zweite Frage, inwieweit die edlen und unedlen
Lüner der Kirche die von der Lehre geforderte
ethische und sittliche Erneuerung vorwärts-
getragen haben, und inwieweit das Neue durch den
germanischen Geist zum Heil oder Unheil aus-
geklungen ist.

Wir brauchen nicht zu leugnen, daß die guten
Kräfte in der Kirche nach jener Entfaltung sich
fruchtbar bemüht haben um neue christlich-deutsche
Eutlichkeit, aber wir vergessen darüber nicht die
Tatsache, daß sowohl germanisches als frem-
des Blut anwirkte an dieser Eutlichkeit, daß
einerseits also, wie der Theologe Reinhold Seeberg
betonte, z. B. „die germanische Schwärzung der Frau-
lichkeit eine Vertiefung der Eutlichkeit des Ehe-
lebens“ auch in christlicher Zeit „hervorgebracht
hat“, daß aber andererseits sich nach demselben
Theologen und vielen anderen „das Christentum in
seiner Auffassung der Ehe und des Geschlechtslebens
im ganzen dem Judentum angeschlossen hat“
(Luther-Jahrbuch 1925, 79.80). Und wir
stellen immer wieder in unserer Ge-
schichte die heute leidenschaftlich zu
verfechtende Tatsache fest, daß es
zwischen jüdischem und germanischem
Sittengesetz einen unüberbrückbaren
Abgrund gibt.

Die Saga Islands, die älteste Quelle zur Kenntnis der germanischen Frauen, zeichnet uns lebensnah und mit Hunderte von germanischen Frauengestalten, deren keine eine künstliche Sache ist, und Hunderte von einfachen und bedeutenden Männern, deren keiner die Frau für eine Sache nahm. Die Saga mit aus in hundert Ehen hineinsehen, nicht im Schatten darin erkennen und immer den uralt ererbten Sinn germanischer Ehegenossenschaft, wie ihn schon der Römer Tacitus schildert, im Grunde wahrnehmen, gerade auch in den ehelich und leusisch veränderten Fällen geistlichen Ehefriedens. Aber ein Lateiner schrieb noch dem Horen sagen nieder, daß die Schweden je zwei und drei Frauen hatten und die Vornehmen noch viel mehr. Und dieser Beleg „bewies“ die nordgermanische Vielweiberei und enthob die Theoretiker der Mische, die Augen wirklich in das germanische Leben hinüberschleusen zu lassen. Dessen Bild war immer sichtbar, von den Frauen der Saga und Edda zurück bis zu den Frauen in Deutschland um Christi Geburt, die nach Tacitus an Wuchs und Haltung den Männern gleich, Genossen im Frieden und Kriege, tapfer im Kampf und Ehre einstecken und die Römer, selbst wie er sie als Gefangene im Circusbild zu gestalten liebte, als aufrechte Menschen eigener Ehre und Verantwortung sah. (Siehe Bildseite 1 dieses Heftes: „Throne-da“ – Schriftleitung.)

Über die nordischen Quellen weht freiere Luft als im Süden. Kein Vorurteil, distanziert von altromischer Delizienz oder missionarischer Heidenverachtung mag er bei hier den Blick

Man fand am Dorsherd vor zwei Jahrhunderten das Grab einer Königin; Aja, (siehe Edda-brief 8. 930, Seite 284 285. Schriftl.) die Großmutter des ersten gewalttätigen Königs Norwegens, Harald Schönhaars, scheint hier bestattet zu sein. Wagen, Pferde, Schützen, Truben, Waffen, Gerät, auf einem prächtigen Schiff in einem Hügel beigesetzt. Diese Frau muß ihrem Volke viel bedeutet haben, soviel wie die Freya, die in Germanien acht-hundert Jahre vor den Römern gegenüberstand, wie die Freya Daalbor, von der die Edda-Nachrichten erzählen, wie die Hambara, die mit ihren zwei Söhnen die Winter führte, wie die Thorgerd Selgabrud, die noch um das Jahr 1000 den gottlich vereherten Abtriu in der Ereschlacht haßt, wie die „Herklinge“ And, die auf Island sich Land nahm und Stammvater mächtiger Sippen wurde. Die starken mannlichen Persönlichkeiten neben ihnen wie die hohe Kraft der mannlichen Göttergötter, die in diesen Gestalten „Belege“ für Mutterrecht und Frauenbereitschaft zu sehen, Sie zeigen uns die Tatsache, mit der alle Kunde vom

an von den Menschen und von germanischer Ethikheit beginnt: Daß der weibliche germanische Mensch frei und groß neben dem mannlichen stehen konnte, und daß seine Freiheit zu Fahrt und Tat und persönlicher Entfaltung abhing von der Tiefe seiner Verbundenheit mit Lebensgrunde seiner Gemeinschaft. Bei den Geschlechtern eignet dort jene Freiheit, die nicht vom entworfenen Egoismus die Umwelt zum Rand verpflichtet, sondern der tiefsten Verbundenheit die reichste Entfaltung gönnt. Die Nomadenfreiheit des Liberalismus hat den einzelnen nach seiner Randständigkeit bewertet, nach dem Maße seines Entwassemens aus Familie und Volk, aus Erde und Natur, die „Pilgerfreiheit“ des Mittelalters maß den Menschen an seiner Selbstentfaltung, an seiner irdischen Heimatlosigkeit zuwanden der himmlischen Macht, die germanische Freiheit verglich den Menschen mit einem wachsenden Baum und stellte Bindung und Freiheit der ganzen Welt unter dieses Symbol.

Von hier aus wächst die

Ehenburtigkeit der Geschlechter

im Leben, von gleicher Herkunft und Bindung in ebenbürtiger Freiheit, aber nicht zu liberalistischer „Gleichberechtigung“ und Unterschiedlosigkeit. Es gibt Vornehmen neben Weibern, Eberinnen neben Ebern, es gibt Kriegerinnen und sogar weibliche Tempelverwalter und Krieger. Die natürliche Arbeitsteilung stellt das mannliche Geschlecht mehr an die Außengrenze des Lebensbereiches (z. B. im Realleben und im Staatlichen), das weibliche wendet sich mehr nach innen. Aber beiden bleibt grundsätzlich die gleiche enge Bindung an Heerd und Altar, an Mann und Wunden und Abwendung, wie die gleiche Freiheit des Mutes in die Welt der Tat. Man mag die wider verbandenen Schattenseiten des allgermanischen Lebens nicht übersehen und gewiss sich hüten, jene alten Verhältnisse unserer Zeit zum Vorbild hinzustellen. Aber eine glückliche und unserer Art verbildete Lösung der Geschlechterfrage auch dort gefunden werden sein, wo Suche und Kinderreichum so unmittelbar neben der Anerkennung weiblicher Persönlichkeit, weiblicher Menschenwürde und weiblicher Leistung, Selbstverantwortlichkeit und Tapferkeit stehen. Island und sein Mutterland, Skandinavien, „der große Völkersee Europas“, hat auch die Dichter geboren, die als einzige in der Welt die Frauen in der „Heldendichtung“ neben die Männer stellten.

Es kann hier nicht auf die vielen Einzelbeispiele eingegangen werden, die z. Z. noch unstrukturiert sind. Es soll auch nur angedeutet werden, daß in der

heidnischen Welt infolge einer grundsätzlich anderen rassebewußten Einstellung zum Kind und zum Erbe sich besondere Fälle von Doppellebe oder (letzter) Mehrlebe (Ariovist) oder von Kindesaussetzung (Erbtuchtigkeitsprobe u. a.) zeigen; heidnische Wertungen, die wir dann unter dem Zeichen der Sündenlehre umgewertet sehen.

Lediglich aber erst die Bekehrungszeit gibt uns einen tatsächlichen Abstieg der Frauengeltung und damit der Sittlichkeit



Es liegt nun nahe, diesen Abstieg an Hand der gesamten Bekehrungsgeschichten von germanischer und kirchengeschichtlicher Seite genau zu untersuchen und ihn als Ablauf zu verstehen und darzustellen. Solange diese fruchtbare Zusammenarbeit noch verhindert wird, wird meist durch Herausgreifen gewisser Einzelzüge der Zustand diesseits und jenseits der Taufe verglichen. Dabei ergibt sich die Gefahr, daß man ungerecht verfährt. Man kann nicht die Gemeinheit eines mittelalterlichen Schriftstellers mit irgendeinem schönen Edda-Spruch vergleichen oder eine heidnische Gemeinheit gegen eine edle Aukerung eines Eliebari stellen.

Ich glaube, daß hier leicht auf beiden Seiten geirrt wird. Jedenfalls aber ist zu betonen, daß unsere germanischen Quellen schon lange, ehe es ein nationalsozialistisches Deutschland oder gar eine „deutsche Weltanschauung“ gab, eine „mittelalterliche“ Weltanschauung darstellten, die durch die Taufe verändert worden sind durch konfessionelles Verändern bisheriger Einsätze, um sie als typisch germanisch gegen eine edle christliche Aukerung zu stellen. Die Tatsache irgendeiner vielleicht nicht verstandenen Gemeinheit in heidnischer Welt besagt noch nichts darüber, daß es Edle und Niedrige. Entscheidend ist die Rolle, die ein Verbrechen oder ein Vaster im ganzen spielt, und die Abwehr, die feilich und religiös gegen ein Verbrechen aufgerufen wird.

„Und die Behandlung der Frau?“ — ist Johannes Wette die Saga. „Man prugelte sie oft, wenn sie die Taufe nicht annahm.“ Er zitiert Hermann von Helldorf, der behauptet, daß die Tausende Ehen etwa fünf eheberrliche Ohrfeigen, die jedesmal als schwere Ehrenkränkung von der germanischen Frau empfangen und mit Scheidung, Groß oder sogar Rache beantwortet werden. Man sei so ehrlich, statt des Verweises auf diese Ohrfeigen die Geschichte des Zuchtungsrechtes des Ehemannes in christlicher Zeit zu verfolgen. Die Prügelstrafe bei den Nonnen mag hier nur gestreift werden. Im 13. Jahrhundert, im jüdischen Gesetz, von einem Bischof verfaßt, hat der Mann das Zuchtungsrecht. Im Nibelungenlied der gleichen Zeit wird Kriemhild von Siegfried geschlagen, und sie erzählt es ohne jene Ehrgefühlreaktion der Sagafrauen des

10. Jahrhunderts. (Man vergleiche ihre Entsprechung in der Edda.) In einem mittelalterlichen Weistum, was man ernsthaft als Erinnerung an germanische Noheit aufgegriffen hat, heißt es, „daß der Mann die Frau von oben bis unten aufschneiden und in ihrem Blute waten dürfe“, nur darf er sie nicht töten. In einem mittelalterlichen Leichenbuche (Brosie) rät man dem Ehemann: „Straf sie mit einer Gerten als ein Kind.“ Lessings Vater erlaubte noch in seiner Schrift „Ernte und nötige Vorstellung von bitteren und grimmigen Ehemännern“ eine „maßige Züchtigung“ und wandte sich nur gegen „henkermäßige Leibstrafe“. Auf der Schwankbühne des Mittelalters gehört das Prügeln der widerspenstigen Ehefrau (genau wie das Erhängen eheberrlicher Pfaffen dem Leben nachgezeichnet) zu den Hauptspielen. Es ist in der Tat unehrlich, bei solcher Lage der Dinge das Schlagrecht des Mannes als eine alte germanische, dann von der Kirche langsam behobene Barbarei hinzustellen. (Das Prügeln auch als Kinder- und Männerstrafe wird übrigens alttestamentlich oft begründet.)

Ähnlich ist es mit allen solchen Erörterungen, etwa mit dem Ehebruch oder dem Verlassen der Frau. Darf man nach einem unter hundert Sagabeispielen einen Sadismus neben auf „germanische“ Trennschmerz? Wie wäre es, wenn wir uns angewöhnen, jedesmal bei solchen Vergleichen an den Mann der germanischen Überlieferung etwa damit zu antworten, ein Synodalverbot als Beweis für „christliche Sitten“ zu verabgemeinern? Etwa die Synode in Clermont (524): „Geistliche, welche die in Unzucht erzeugten Kinder nach der Geburt gemerbet oder im Mutterleib durch Giftgetränke umgebracht haben, sollen ihr Amt für immer verlieren und nach ausgestandener Buße nur unter die Sängler aufgenommen werden.“ Oder Konzil in Metz (753): „Wenn Geistliche Unzucht treiben mit Nonnen, Mägden, Schwestern usw., sollen die in den höheren Weibern befindlichen abgesetzt, die in den niederen durchgeprügelt werden.“ Oder der Brief Papst Hadrians an Karl (794), nach dem der zu weihende Bischof in Rom außer seinem Glauben noch gefragt wurde, ob er Knabenhande getrieben, mit einem Vieh sich vermischt, eine Nonne oder eine Witwe mißbraucht habe.

Ich stelle fest: Wir könnten mit besserem Recht hier von einer „christlichen Sitten“ der Kinderabtreibung oder der Mißhandlung reden als die Gegenseite auf Grund eines Sagabeispiels oder eines fränkischen Paragraphen von der „germanischen Sitten des Herenauffressens“ oder vom Rechte des germanischen Mannes, seine Frau zu verkaufen, freiben kann. Mit solcher Methode können wir nicht weiter. Eher konnte man wohl einmal bezüglich der Frauengeltung das jeweils Edelmite und Uedelmite unter den Aukerungen christ-

licher und heidnischer Zeit miteinander vergleichen und dann nach der Fortwirkung dieser Aussprüche fragen.

Oft und gern wird eine späte Edda-Strophe angeführt, um die germanische Frauengeltung zu entwerten: „Mädchens Reden soll der Mann nicht trauen noch der Wether Wert. Denn gleich rollen dem Rad ward bereitet ihr Herz und Untrene empfangt.“ Das ist ungefähr das Schlechteste in der Edda, im übrigen in kräftigem Widerspruch zu allem, was wir von Tacitus bis zur Saga von dem Wesen weiblichen Rates wissen. Jederzeit konnte ein Mann zu solcher Skepsis kommen. So steht sie in einem späteren Teil der Edda. Und man kann operieren gegen eine unbefangene Erkenntnis des germanisch-deutschen Wandels in der Frauengeltung, so müssen wir niedrige Äußerungen der Kirche aufheben, um das „Gleichgewicht“ wieder herzustellen. Es ist nicht nur jenes vielverwandte „Mulier non homo“ (Das Weib ist kein Mensch), das uns nicht deshalb so wichtig ist, weil mal ein Bischof diese Frage vor ein Konzil brachte, ob das Weib Mensch heißen konnte (man hat eine „Entschuldigung“ sprachlicher Art gefunden), sondern weil es weitergewirkt hat in der Praxis und Literatur. Lessings „junger Gelehrter“ hat es kaum aus germanischen Erberinnerungen; der Bischof auf der Synode von Marton (585), der meinte, das Weib könne nicht Mensch (homo) genannt werden, hat auf alle Fälle mehr ‚verraten‘ als ‚ein feines sprachliches Empfinden‘ („Der Katholik“, 10. 6. 1934); seine Behauptung begegnet uns bei Kirchenlawlern und Scholastikern, religiös begründet, und das Reden von Männern und Weibern ist begründet in offiziell ausgebildeten und oft wiederholten Lehren von der Minderwertigkeit der Frau.

Vincent von Beauvais stellt aus alten Texten von Kirchenvätern die Weiber als die verwerflichsten und gefährlichsten Fleckhose dar, deren Umgang man um seines Heiles willen meiden muß. Das Weib ist „Inferus Christus, Satansjadel, antedende Pest, Falltür des Teufels, Pforte des Zorns, Weg zur Hölle“ usw. Im Kampf um Zölibat und Keuschheit wurde notwendig der „Nachweis“ immer stärker gebracht werden, daß die Frau minderwertig ist. Auch die großen Theologen, alle haben sich hier beugen müssen. Sie wird Mensch zweiter Ordnung, „Mutter der Sünde“, Werkzeug des Teufels und fast schlechter als das „böse Prinzip“. Das ganze Volk hat, verhebt oder empört, teilgenommen an jenen Kämpfen, in deren Verlauf Abertaufende von Klerikerfrauen und dann Klerikerkonkubinen auf die Straßen getrieben, Märtyrerinnen von Klerikerkindern als „Sklassen“ der Kirche verkauft oder auch heimlich umgebracht worden sind. Man lese

die Berichte! Und man erwäge, was ein Volk, dessen ganze Bildung und Seelenführung in den Händen der Sündlichkeit lag, hierdurch für einen sittlichen Schaden haben mußte. Der Angelfürst Caedmon hat den Bekehrten an Adam und Eva eindrucksvoll gezeigt, wie nach Begnadigung aller Sünden auch

Eva, Urheberin aller Sünde,

durch besonderes Geschenk Gnade empfängt. Dies Bild der ersten Mutter ist zur Schandung aller deutschen Mutterchaft geworden, und die „Evatöchter“ haben es gehabt, daß drei Männer diesem Klerus folgten, der seine Frauen vernichten mußte und dem der jüdische Damián seine rasende und unkeusche Strafpredigt gehalten hat. Darin heißt es z. B.: „Inbesonderem ich rufe euch an, ihr Schwestern der Kleriker, ihr Konkubinen des Satans, ihr Auswurf des Paradieses, ihr Gift der Heiler, Schwert der Seelen, Weltschmerz, Quelle der Sünde, Anlaß des Verderbens. Euch, sage ich, rede ich an, ihr Lusthäuser des alten Feindes, ihr Wiegeheise, Eulen, Nachtflame, Veltunnen, Blutegel. Kommt und hört mich, ihr Mieser, Vuhlerinnen, Lusttöchter, ihr Mühsüßen fetter Schwärme, ihr Unreiner unreiner Geister, ihr Monarchen, Sirenen, Vögel, Dämonen und was es sonst Scherznamen geben mag, die ich euch beilegen möchte.“ „Ihr seid die Mesiasse des Brunnens und des Zorns Gottes, ihr verurteilt auf den Tag des Gerichts. Ihr seid wütendes Ottergeruch, die ihr vor Wollustbrunst verurteilt, der das Haupt der Kleriker ist, in euren Tugenden ermerdet.“

Auf einer Synode in Tournai 1611 heißt es noch in dieser Unschuld eines Kinderwagens: „Von den Kleidern kommt die Missetat und von den Weibern die Gottlosigkeit des Mannes. Alle Bosheit ist klein gegen die Bosheit des Weibes. Ein Jagdskinder ist das Weib, ein Netz sein Herz und seine Hände fesseln.“

Werien wir noch vergleichend einen Blick auf

die Feltung der Ehe,

die bei den Germanen nach Model „Form und Norm der Liebe“ war. Wir sehen gute und schlechte Ehen, Hochzeiten und Scheidungen, wir sehen von Tacitus bis zum letzten heidnischen Nordgermanen die Monogamie so gut wie ihre schon bei Tacitus erklärten Ausnahmen. Vor allem aber sehen wir eine selbstverständliche Verabingung der Ehe und des Kindes, die Beteiligung zweier Sippen und damit auch deren religiöser Kraftquellen an der Eheabschließung, eine gesunde Ehemahl, bei der nur selten (nicht häufiger als später) das Mädchen ungefragt vergeben wird (was meist zur Unglücksche ausläuft in der Saga). Wir sehen eine hohe Achtung vor der Mutter, und — ohne Verachtung der Un-

verheirateten, die oft wichtige Berufe fand (Schlerin, Ärtin) —, doch sicher niemals auf Kosten der Wollsmütter eine Bevorzugung der bauernden Jungfräulichkeit. Und immer steht so die Ehe für beide Geschlechter und für alle „Stände“ in ihrer natürlichen Heiligkeit, von der auch der Volkserbe noch manches sagen, und die sich im Kult nicht verliert hat.

Und wie ist es dann im Mittelalter um diese Stellung bestellt? Kann uns der Hinweis, daß die Kirche das Sakrament der Ehe und die Trauung (spät) als neue Heiligung des Ehestandes schuf, darüber hinwegtauschen, daß eine ganz andere und durchaus geringere Bewertung der Ehe und Ehelichkeit gegenüber der Jungfräulichkeit sich von oben her im Volke ausbreitet? Blicken wir in die Schriften der Kirchenväter und in die Kampfschriften um das Priesterzölibat. Luther ward im 16. Jahrhundert wegen seiner Heirat häufig mit Muhammed verglichen! Das Tridentiner Konzil entscheidet 1562: „Wenn jemand behauptet, der Ehestand sei vorzuziehen dem jungfräulichen Stande, und der Ehelosigkeit, und es sei nicht besser und heiliger in der Ehelosigkeit zu leben, als sich zu verheiraten, so sei er verflucht.“ Aber der päpstliche Nuntius, Erzbischof Joh. de La Casa, schreibt ein Gedicht um Liebe der Knabenliebe! Wenn Nachfolger Luthers oder katbolische deutsche Seelsorger meinen, daß so etwas die germanische Ethik durchdringen kann, so haben sie die Pflicht, den römisch-deutschen Kampf um die Ehe und das verwirrende Echo dieses Kampfes im Volk noch einmal zu studieren.

Ist es richtig, daß man die geistlichen Sitten, die gegen die Lehre der Kirchenväter für die Säkularisierung der Ehe eintreten (seit aus dem germanischen Bewußtsein), als Beweis für die Eheadung der Kirche nimmt? Der Kampf muß als Kampf angesehen werden mit seinen hunderttausend erdunternen Tragödien, mit dem Vergehen der Priesterfrauen durch Mönche und abergläubisches Volk, mit dem Schwundel und dem Jammer der angeblich heiligen „Jungfrauen“ (salmnroductae), die zur Jugendprobe bei Priestern wohnten, mit dem Elend der Konfubinen und Priesterkinder, die ihre Eltern verleugnen müssen, und endlich mit dem ehebredenden Pfaffen im Volkswort.

„Die ehelose Tochter“, sagt der Kirchenvater Augustin, „wird im Himmel eine weit höhere Stufe einnehmen als ihre verheiratete Mutter. Ihr Verhältnis wird zueinander sein, wie das eines leuchtenden Sterns und eines jüsteren.“ Nach Zeno von Verona war es „der größte Kuhn der christlichen Tugend, die Natur mit Füßen zu treten“, und das wurde dann als Gotteswerk auf Kosten von Volk und Kasse versucht. Ambrosius,

der, genau wie Augustin und Hieronimus, sehr wohl vertraut mit dem Priesterstande, aber er erhebt sich nicht über die Kirche, sondern er ruft die Jungfrauen auf, sich dem ehelosen Stande auch wider Willen ihrer Eltern zu widmen, und die Ehrbarkeit gegen die Eltern zu überwinden (de Virginitate c. 11). Es ließen sich noch argere Belege anführen, aber wir verlangen nur, daß man uns nicht weiter die ungeheure Zensurstellung dieser Lehren als eine Gelegenheitsanweisung „abtreibender Geullieder“ hinstellt, und wir verlangen, daß man im Dienste der Wahrheit feststellt, wie sich diese Lehren in der Praxis ausgewirkt haben bis zum Hantieren von Müttern und kleinen Mädchen wegen Teufelsbuhlschaft. Wir verlangen, daß diese Arbeit geleistet wird ohne die mit Freiheit zu erlassende Ausrufung: „germanisches Erbe“ habe den Herenwahn und Herenmord und ebenso alle Tadel des Mittelalters und der Neuzeit möglich gemacht oder gar verschuldet. Wir verlangen, daß man stilles Schauen unseres Volkes unbezungen daran sieht, ob sie Folge sein können dieser dem germanischen Sittensinn und Moralgefühl fast widersprechenden Lehren, und wir warten auf den Tag, wo so viel Sauberkeit und Ehrlichkeit in allen Deutschen ist, daß sie ohne Rücksicht auf ihre Liebe zu einer Jesusgasse oder Kirche auch der geschichtlichen Wahrheit die Ehre geben.



Hier aber kommt die Entscheidung dazu, daß wir von der deutschen Volkskunde aus diese Frage mit klären helfen müssen (vgl. meine Aufsätze: Braut, Ehe, Kind, Schwangerschaft usw. im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens).

Die Jahreszahlen und Niederlagen der Päpste und Kaiser sind uns heute nicht mehr so wichtig wie die Veränderungen im Leben des Volkes selbst, und wir fragen heute mehr nach dem Geisteszustand und Lebensgefühl mittelalterlicher Bauern als nach den Schriften aller ihrer Kardinalen. Wir wollen ins Volk hineinsehen, auch in der Geldkarte, und da hilft die Volkskunde uns erkennen, wie sich Sittlichkeit und Frauenstellung unter jenen oben genannten Lehren gewandelt haben oder wie sich germanische Sittlichkeit fremden Einflüssen gegenüber während geistlich erhielt. Aus den Tieren dieses Volkslebens kam weder die päpstliche Herenbuhle noch die Wut des Damiani oder sonst eine Varnung und Herabsetzung der Frauen. Aber viele schöne, auch christliche Worte der Volksprediger und der Dichter haben zu allen Zeiten gekämpft für deutsche Sittlichkeit und dabei aus dem Grunde des eigenen deutschen, germanisch bestimmten Lebens



zum 10. März 1935

Soldatentum

Aus dem Tagebuch eines Ersatzreservisten

Kompanie gleich Volk

Es gibt keinen besseren Querschnitt durch unser Volk als eine Kompanie Soldaten. Besonders dann, wenn es sich dabei um verschiedene Jahrgänge handelt. Gewiß, es sind nur Männer, und Volk will naturgemäß aus beiden Geschlechtern verstanden werden; aber in der Fremde und dem engen Zusammenleben der soldatischen Kameradschaft sind auch die Frauen sehr bald zu erkennen, die für den Mann irgendwie von besonderer Bedeutung waren.

Der Ausbilder

Die Eitelkeit und ihr verlogener Ungeiß ließ im preussisch-deutschen Unteroffizier den Anbeginn aller Barbarei des Jahrhunderts personifiziert sein. Nicht minder hat aber auch schon im Dänemarkreich der schwarzweißroter Intellektualismus „bessere Leute“ dieses Rudergat der Armee in unverantwortlicher Instinktverstrickung zu entwerten versucht. Alle Feinde eines starken Reiches haben diese schwere Fehlbeurteilung weiblich ausgenutzt und in Wort, Schrift und Bild „volkstümlich“ gemacht. Kein Wunder also, daß heute der eben erst eingetretene „Schlupsträger“ diesem gefürchteten Wesen meist äußerst mißtrauisch und voreingenommen entgegenkommt. Aber die betrachteten taglichen Mittelpunkt des kleinen Ausbildungsgebietes sind viel zu gesund, um sich hierdurch irgendwie beeindrucken zu lassen. Im Gegenteil, sie sind von der ersten Stunde ihres Wirkens an sichlich bemüht, sich noch viel fürchtbarer erscheinen zu lassen, als obiger Ruy sie dem nach dem Kriege Verangewachsenen abnehmen zu sein scheinen ließ. Und doch sind sie in ihrem

herrlichen menschlichen Kern so unendlich viel mehr als sie scheinen. Sie haben ihren Wert in gleich hohem Maße für unser Volk im Heere, wie nach ihrer Militärzeit im öffentlichen Dienst und in der Familie. Von ihren Männern können sie sich selbst am Sonntag nicht den ganzen Tag trennen, sondern finden sich auch ohne Dienst fast regelmäßig, oft auf Stunden, in den Mannschaftensluben ein. Unstillsam ist ihr Lebensbedürfnis und groß ihre Dankbarkeit für jede Verschönerung der spartanisch einfachen Unterhaltung.

Der Offizier

Ich glaube, es war vor 1933 eine unserer größten stillen Sorgen, ob es gelange, die nationalsozialistische Erhebung noch in einer Zeit zum Sieg zu führen, wo es möglich sein würde, die Erfahrungen aus dem Kriege der tausend Siege noch unmittelbar vom Teilnehmer in den Grundstock der neuen Armee einzupflanzen. Gewiß war die Reichswehr der denkbar höchste Ausdruck dieser Frontenerfahrung, doch konnte es wohl nicht gleichgültig sein, ob lediglich die unter diesen hunderttausend Mann tatige Anzahl Frontoffiziere ihre Erfahrung weitergab, oder ob ein weitaus höherer Anteil unmittelbar Kampfs- und Kriegserfahrung der neuen Armee als unerwischliche Weitererfahrung zuanteilen konnte.

So ist es heute für den Nationalsozialisten in der Truppe ein besonders beglückendes Gefühl, wenn der Unterricht und die Ausbildung immer wieder unter dem Zeichen des Verwundetenabzeichens oder „Eke“ eines alten Frontkämpfers steht, dem der

Soldatenberuf nicht ist als alle Vorzüge eines weitaus bequemeren Zivilberufs. Das schafft ganz besondere Beziehungen zwischen Mann und Officer. Die Anekdote „Kameraden“ wird aus dem Munde eines solchen Führers als besondere Auszeichnung empfunden und wenn auch ohne Worte, so doch im Stillen ebenso dankbar anerkannt, wie etwa die beläufige Bemerkung des graubäuerlichen Bataillonskommandeurs „Du meiner Kompanie ist Hermann Louis gefallen...!“ Solche Erlebnisse gehen dem Soldaten für alle Zeit das erhebende Gefühl ein, Träger hoher Tradition geworden zu sein.

Die Ausbildung

Es gibt Minuten, da möchte man verwerfeln: Warum ich erscheint, was dem Schweinegebildeten armen Rekruten da ungenutzt wird, etwa unter der Gasmaske das UMG. in Stellung bringen oder abnehmen... „Wer hat Ihnen befohlen, langsam zu machen? Das Tempo bestimmt ich!... Oder wollen der Herr Rekrut mit bedauerlicher Entschlossenheit die Kompanie blamieren, daß sogar die Sonne Ihre traumatische Gestalt nicht mehr sehen will? Reduziert, marisch, marisch...!“ Und dann preßt du mit einer ununterbrochenen Regelmäßigkeit das bekannte eintönige und zwangshafte Stöngeheul aller Vandalen durch die Zähne, bekommst neue Kraft, ohne zu wissen woher und — mach weiter.

So gelingt schier Übermenschliches immer wieder. Dem Manne gibt das täglich erneute Durchgehalten haben viel Stolz und ein Selbstbewußtsein, welches alle anderen Merkmale so reslos beherrscht, daß schließlich gerade aus den schwersten Stunden nur noch dieses freudige Empfinden im Gedächtnis bleibt. Wieder einmal ist dann neu gewonnen worden die alte Soldatenweisheit, daß die guten Stunden die Erinnerung beherrschen. Am Ende der unheimlich schnell verangenen Ausbildungszeit steht schließlich eine offene Weisheit. Hier möchte man länger dableiben, denn jetzt erst ist das anfangs so schwere Gewehr so leicht und griffig geworden und der Rekrut ist am UMG. 15 wurde in ungeahnter Lebendigkeit und Präzision mit drei Dutzend Handgriffen von Minuten auf Zeiten unter 40 Sekunden gebracht. Die Glieder sind so angenehm beweglich, und der Körper so gangbar wie nie zuvor. Und so schnell auch die Wochen dahingingen, es blieb Zeit genug, um zu erkennen, daß die Werte des rudimentären Drangemonumentenwerdens ihren tiefen Sinn keineswegs nur für einen später vielleicht unvermeidlichen „Erschall“ haben, sondern, daß der harte Soldatendienst unmittelbare charakterliche Werte von gar nicht absehbarem Segen vermittelt.

Beherrschung des Materiellen

Die Beherrschung des Materiellen ist das positive Geheimnis aller Unbequemlichkeiten, die der soldatische Dienst mit sich bringt. Das fängt schon bei der Formalausbildung an mit der wenig befruchtenden Belehrung, daß man zunächst nichts tun, aber auch gar nichts von dem, was „unseren Menschen“ gebore, weder stehen noch gehen, noch laufen, oder gar noch richtig hinlegen. Und wenn du nach dieser schrecklich langem geduldeten Überredung glaubst, du könntest das Verlangte, dann schlägt die höchst eindeutige Belehrung, daß man „stehen die allerersten Anfangsgründe zu ahnen“ (ohne), jedes Selbstbewußtsein nieder, das sich nur aus der eigenen Bequemlichkeit kommend, zu schnell hervorgetragte. Schließlich ergriffst du dich beunruhigt dem Verzicht auf die eigene Ansicht und um so vorbehaltloser dem Befehl des Ausbilders...

Diese bedeutsame Wandlung, dem Intellekt gewillig eine „bedauerliche Burdelhaftigkeit“ hat zur Folge, daß nun jeder neue Befehl schon von vornherein mit einer ganz anderen Bereitschaft aufgenommen wird, als das bei den ersten nur mit innerem Widerstreben aufgenommenen „Zwangsungen“ der Fall war. So konnte der Frontsoldatenerkenntnis „Wir mußten den Krieg verlieren, um die Nation zu gewinnen!“ die Rekrutenkenntnis zur Seite gestellt werden: Wir müssen unser Leben verlieren, um die soldatische Persönlichkeit zu gewinnen. Soldatische Persönlichkeit aber besitzt kampferische Persönlichkeit und Zurückweisung des Ich ist Qualifikation. So wird das Heer die Schule des Weltes. —

Inzwischen hat man so nicht nur die äußeren Unterschiede zwischen ziviler und soldatischer Körperhaltung erkennen gelernt, sondern man ist nun auch als ganz bewußter Anfänger schon, daß es doch ein ganz anderes Lebensgefühl vermittelt, wenn auch die letzte Bewegung, die kleinste Körperveränderung und jede An- oder Ausspannung total beherrscht und bewußt geleitet wird. Wer hat sich je zuvor so selbst in der Hand gehabt, wie hier, wo der Ausbilder uns in seiner Hand hat? Wann hatte man sonst die Umwelt und ihre jeweiligen Verhältnisse so bewußt beherrscht, wie hier in den Stunden, wo sie mit allen ihren Schwierigkeiten an uns hängt? Wenn diesen Schwierigkeiten der Umwelt noch das Schwerkraft des menschlichen Innern zu Hilfe kam, wenn der innere Schwerepunkt und deutlicher meldete, als er uns je zuvor im zivilen Leben erkennbar war, dann hat der junge Soldat mitten im Frieden plötzlich soviel Feinde und Gegner vor sich, daß ihn deren Überwindung

mit Berechtigung stolz und selbstbewußt steht. Ja, früher im Jenseits, besonders in größeren Städten,

der innere Schweinehund

nicht mehr als solcher und somit gefährlicher Feind des Charakters erkannt, sondern im Gegentheil zur allzuoft gefährten als eine Stimme der Vernunft und der höheren Einsicht angenommen. Eine solche Verleugnung des Tatsächlichen ist dann die gefährliche Ursache dafür, daß wir nur allzuleicht der ersten Forderung: Begreifend alles jedes Staatsverhältniß machen. Hier aber im ehernen Prüf des zum hülfebringenden Versuch gewordenen Versuches vermalen Ausblicks der Vergangenheit erkennt der Natur den inneren Zusammenhang von Weisheit in Weisheit klarer als einen realen Begriff des menschlichen Charakters. So darf es wohl als die Erziehung zur ersten und nicht zu den höchsten der ersten, wenn eine, um selbständigen Menschen bezeichnet werden, wenn der einzelne Mann selbständig und auf eigene Verantwortung den tausendmal wieder notwendigen Versuch faßt, diesen seinen inneren Zusammenhang als persönlichen Feind anzunehmen, ihn erwidert zu beklagen und rücksichtslos zu schlagen, wo immer er sich in bekannter Hartnäckigkeit bemerkbar macht. Gewiß klingt es recht verführerisch, wenn da eine innere Stimme ruft „Wozu mußt du hier nun bloß zu Übungszwecken die ganze Freiheit in den Boden der nassen Tongrube werfen?... oder: Warum im schwierigsten Belande auch noch die Gasmaske?... Weshalb den doch auch noch blühenden Freigeiz im Sprung durch die Dornenbede laß noch mehr als die eigene Haut zerreißen müssen, wenn nur zwanzig Schritte weiter links ein bequemere Durchgang liegt?... Kann in solchen und ähnlichen Tagen nicht „vernünftiger“ gehandelt werden?... Im Ernstfalle mußt du das alles doch lassen, aber hier im tiefsten Frieden ist es doch Vorn und Väterer.“

Wenn der Kerkent nun langsam beginnt, zum Soldaten zu werden, dann erkennt er die Verlegenheit dieser ach so klug schwebenden Stimme; der logische Fäuler aller ihrer verführerischen intellektuellen Argumente wird durchsichtig.

Mit diesem Erkennen beginnt das Fortwerden. Man kann die „volle Dedung“ noch so morastig sein, die Ausrüstung noch so unbequem werden und das „hygienische Vorarbeiten“ auf noch so stieligem Boden oder frotharten Aderfahellen Blut aus den Hautreissen und Schweigrennfale aus dem Helmleber hervortreiben, ein ganz neuer Wille beherrscht den Korper. Und beide, der entschlossene Geist und der harte Korper beherrschen in kraftvoller Einheit, wie sie eben nur der vielgeschmabte Dril verumtrein

kann, die tote Materie um uns. Nun sind wir ihrer wirklich Herr, wir begreifen den letzten Satz des alten Lehrjahres „Früher Dreck wert den Soldaten.“

Der Wirt, alle Zufälligkeiten des Tages zu überwinden, unterscheidet den Soldaten von dem Rekruten; für den Soldaten ist entscheidend, daß nicht erst irgendein „Feind im Ernstfalle“ sein Handeln leitet, sondern der Wille, den unmittelbar vorhandenen, jederzeit gegebenen Feind, das Gesetz der Truppen, zu beugen.

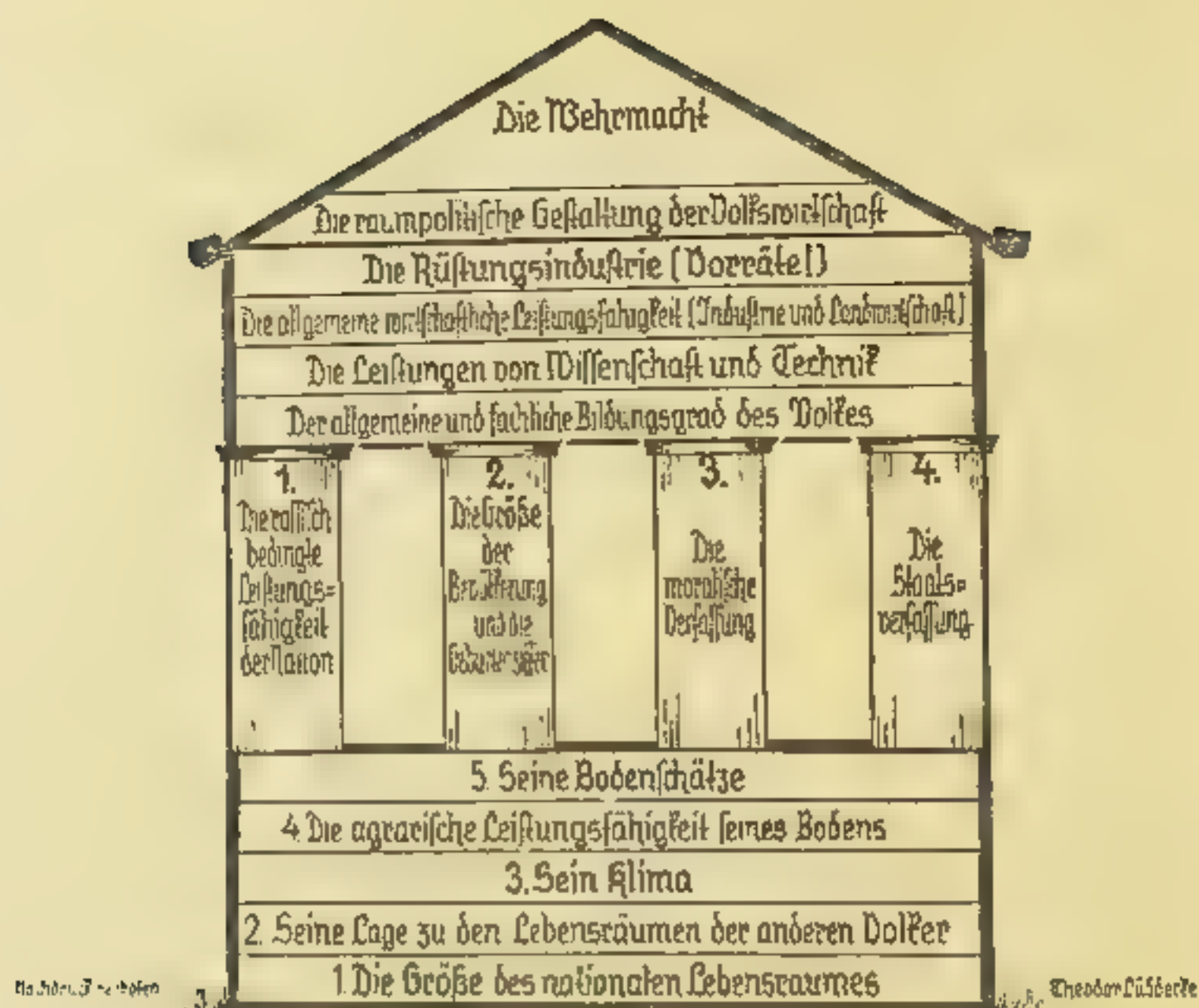
Soldat sein, heißt den heimlichen Feind in eigenen Charakter, den wir alle in uns haben, jeden Tag aufs neue niederrufen. Dieser so-datische Drog gegen sich selbst ist aller Beschwernisse herrlicher Meister.

[illegible]

Die Kamerabergangsgasse von der 10. Le-
itung mehr, was ein „Soldatenrat“ war. Mit-
nicht ganz so ungemischter Freude mußte man fest-
stellen, daß viele auch von „Komintern“ und äh-
nlichen Begriffe keine Ahnung hatten. Das
Schlagwort „Militarismus“ ist allem pazifistischen
Propagandaeifer früherer Jahre zum Schutze vom
vergessen. Der letzte, der es vor Monaten gebraucht
hatte, wie sein Unteroffizier uns erzählte, wurde
gerade in diesen Tagen wegen Mordversuchs
an einer Dirne in Mainz verhaftet.

Die Freiwilligen in der Truppe sind zum größten Teil dieselben, die im früheren Jahren freiwillige politische Soldaten des Führers waren, und sind nicht fast alle ersten Mitarbeiter des Führers wie dieser selbst Kriegsfreiwillige gewesen.

Es beweist sich hier in der Kaserne immer mehr, daß guter Soldat und guter Nationalist zwei Begriffe sind, die immer mehr ineinander aufgehen... Und, warum sollte es hier geleugnet werden, nach Spanien hatte sich die ganze Konvaleszenz fast ohne Ausnahme gern gemeldet. W O W E R I E S.



THEODOR LÜDDECKE:

Das Gebäude der Macht im Kriegsfall

Schulung im Dienste des neuen Vierjahresplanes

In der Januar-Ausgabe der „Schulungsbriefe“ hatten wir die „Lehre von den Produktivkräften der Nation“ durch das Symbol des vollständigen Lebensraumes veranschaulicht. Der Aufbau der räumlich-sachlichen und der menschlich-vollständigen Produktivkräfte, wie er dort gezeigt wurde, ist die wirtschaftliche Grundform im Frieden. Die Wehrmacht befindet sich aber nicht im Zustand bedrohter Existenz, sondern im Zustand vorbereitender Ausbildung. Sie erfüllt auch jetzt ihre Aufgabe als Schutzwacht der übrigen Produktivkräfte. Es ist der Zustand, den wir in Deutschland fanden, nachdem der Krieg ausbrach und die Reichsregierung Bismarcks der ersten deutschen Wehrmacht neue große Entschlossenheiten erst mit hatten. In diesen Kriegsjahren wirkt die Wehrmacht als hohe Schule der Volkserziehung weiter und erzielt — wenn auch mehr

indirekt — eine Reihe beachtlicher Ergebnisse. Die großartigen Leistungen der deutschen Industrie seit 1914 sind ohne eine disziplinierte Arbeiter-schicht der Erde und der Menschheit zu denken. Um die Erziehung dieser Arbeiter-schicht hat sich aber die alte Armee die größten Verdienste ebenso erworben, wie um die Herausbildung eines außerordentlich tüchtigen Beamtennachwuchses.

Im Kriegsfall

findet sofort eine Umgruppierung sämtlicher Produktivkräfte statt. Die Wehrmacht tritt wieder an die Spitze des nationalen Angriffskrieges. Alle anderen Produktivkräfte setzen sich, solange der Krieg dauert, nachdrücklich und in vollster Tätigkeit dafür ein, die Wehrmacht zu unterstützen. Jetzt hat die Wehrmacht wieder die Auf-

gabe, den anderen Produktivkräften der Nation jene günstigen Entwicklungsmöglichkeiten zu sichern, die sie nach außen hin brauchen.

Obige Aufbaumapsel-Zettel („Das Gebäude der Macht im Kriegsfall“) soll uns diese Gruppierung der Produktivkräfte veranschaulichen, mit der wir im Kriegsfall zu rechnen haben. Sie stellt alle Gebiete dar, die von der modernen sogenannten „totalen“ Mobilisierung erfasst werden.

Das Fundament des Machtgebäudes wird wieder durch die fünf räumlich-fachlichen Produktivkräfte gebildet.

1. Die Größe des nationalen Lebensraumes. 2. Seine Lage zu den Lebensräumen der anderen Völker. 3. Sein Klima. 4. Die agrarische Leistungsfähigkeit des Bodens. 5. Seine Bevölkerung.

Auf diesem Fundament ruhen die vier Säulen der menschlich-völkischen Produktivkräfte.

1. Die rassistisch bedingte Leistungsfähigkeit der Nation. 2. Die Größe der Bevölkerung und die Geburtenziffer. 3. Die moralische Verfassung. 4. Die Staatsverfassung.


Die fünfte menschlich-völkische Produktivkraft, die Wehrkraft, ist jetzt an die Spitze des nationalen Angriffseckes getreten. Auf diese fünfte Kraft hat sich im Kriegsfall alles andere zu beziehen, ihr hat sich alles andere unterzuordnen.

So wie sich auf die rassistisch bedingte Leistungsfähigkeit der Nation die moralische und geistige eines Volkes ausdrücken, so ist auch die Quelle der heroischen, kampferischen Eigenschaften, die im Augenblick eines Kriegsausbruches in einer Linie stehen und über das Schicksal der Nation für die nächste Zukunft oder für alle Zukunft entscheiden.

Der Vorrat der Bevölkerung und die Geburtenziffer der vergangenen Jahrzehnte eracht, bildet die Grundlage für den Umfang der wehrfähigen Mannschaft, die im entscheidenden Augenblick ins Feld gestellt werden kann. Die wachsende Geburtenziffer des jüdischen Arbeiters der Nation vermindert und mit der Zeit ihre gesamte wirtschaftliche Leistungskraft schwächt, so läßt sie auch die militärische Rekrutierungsgrundlage zu.

Die moralische Verfassung der Nation ist nur eine Säule unter anderen, auf denen das Gebäude der nationalen Macht ruht. Sie hat aber im Kriegsfall mehr zu tragen als alle anderen. Sie ist im wahren Sinne des Wortes die „tragende Säule“ des Widerstandes. Als sie 1918 einstürzte, fielen das gesamte Dach der Wehrmacht und alle anderen Organisationen des Widerstandes mitunter.

Es zeigt sich dabei, daß die Staatsverfassung nur der organisatorische Niederschlag

der moralischen Verfassung ist. Als der Kampfgedanke und der Kampfglaube starb, starb auch das Kampfwesen dahin. Sobald die tragende Säule der Staatsverfassung, das unsichtbare Klima, von dem sie erfaßt ist, dahinschwand, wird sie zu einem leeren Gebäude, das sich nicht mehr aufrechterhalten kann. Nachdem der „Sinn“ aus diesem Gebäude entwand, ist, wird das Gebäude „tot“. 

Auf den eben gekennzeichneten vier Säulen ruhen nun die zahlreichen Querbalken des Machtgebäudes, die alle zu den unerlässlichen Voraussetzungen der eigentlichen Wehrmacht gehören.

Der allgemeine und fachliche Bildungsgrad des ganzen Volkes ist entscheidend für die Leistungen der wirtlichen Arbeiter bei der totalen Mobilisierung wie auch für die Leistungen der kampfbereiten Truppe selbst. Das Zeitalter der Motorisierung und der Flugkraft verlangt auch vom kämpfenden Soldaten die Rasigkeit und Bereitschaft zum technischen Denken. Es muß bemerkt werden, daß es typische Charaktere, denen der Geist der modernen Technik fern liegt, in der Führung der modernen technischen Waffen zur Meisterhaftigkeit bringen wird.

Die Leistungen von Wissenschaft und Technik geben die geistige Grundlage ab für die Leistungsfähigkeit von Industrie und Landwirtschaft und für die Leistungsfähigkeit der Rüstungsindustrie im besonderen. Hinter jeder Fabrik, hinter jeder Maschine, die wir sehen, steht eine jahrzehntelange technische Arbeitsarbeit des Kopfes und häufig eine jahrhundertelange Tradition des abstrakten Denkens. Die Technik arbeitet ja wieder Hand in Hand mit der Physik, Chemie und Mathematik. Arbeiten, die zunächst unter reinen Herleitung willen betrieben wurden — wie das besonders in der Mathematik der Fall ist —

haben späterhin zu ungeheurer bedeutenden praktischen Leistungen.

Jeder Staat bemüht sich, für den entscheidenden Augenblick, der auch ohne seine Absicht alle Tage eintreten kann, eine Versorgung in der Rüstungsindustrie herbeizuführen. Wer hier schon aus dem „Mittel und dem Inneren“ (1918), wer den hochgeachteten internationalen Leistungsstandard nicht mit Hilfe aller Weltgenossen einhalten kann, hat den Krieg schon zu Beginn so gut wie verloren. Der Krieg ist ein raschveränderter geistiger Kampf geworden. Er wird teilweise schon in den stillen Geheimnissen und Laboratorien entschieden. Wir befinden uns nicht mehr im Jahre 1813, wo es nicht so viel ausmachte, ob die Gewehre auch wirklich losgingen oder nicht. Heute entscheidet ein technisch unterlegenes Volk einem technisch stärkeren Gegner gegenüber in der hoffnungslosen Lage der Abseiner.

Es muß also im Interesse unserer Sicherheit unsere Aufgabe sein, den wissenschaftlich-technischen Standard unseres Volkes so hochzuheben wie nur irgend möglich. Das Stichwort hat zu lauten: Wissenschaftliche Planung im Dienste der Steigerung der deutschen Wehrhaftigkeit.

In der allgemeinen Leistungsfähigkeit der Wirtschaft (Industrie und Landwirtschaft) hat sich die Leistungsfähigkeit von Wissenschaft und Technik niedergeschlagen. Hinzu kommt hier aber noch eine weitere Kunst: nämlich die Kunst der

Menschenführung

in den Betrieben. Wissenschaftliche Formeln und technische Konstruktionszeichnungen machen es all zu leicht. Es gilt, aus Ideen, Menschen und Material eine organisatorische Einheit herzustellen, die möglichst reibungslos arbeitet. Hier beginnt die Kunst des Betriebsführers. Sie ist nicht etwa — wie manche Techniker und Arbeiter früher häufig ungeredeterweise meinten — eine im Grunde überflüssige Beigabe zu ihrer eigenen Tätigkeit, sondern sie ist ebenfalls eine hohe Kunst. Menschenkenntnis, Energie, Zielstrebigkeit und Gerechtigkeit sind die Elemente dieser Kunst.

In der allgemeinen Leistungsfähigkeit, die die Wirtschaft eines Landes im Augenblick der Kriegsgefahr aufweist, hat sich aber auch die außenpolitische Lage niedergeschlagen, in deren Rahmen die Wirtschaft vor dem Kriege arbeiten konnte. Die handelspolitische Lage ist immer nur die wirtschaftliche Seite der außenpolitischen Lage. War die Rohstoffversorgung der Wirtschaft günstig? Wollten sie sich größtenteils aus heimischen Quellen? Oder mußten die Rohstoffe eingekauft werden? Waren — im letztgenannten Falle — günstige ausländische Absatzmärkte vorhanden, die durch Aufnahme unseres Fertigwarenexports die Vermögensgrundlage für den Rohstoffkauf schaffen konnten? War das Land wenigstens instande, sich selbständig zu ernähren, so daß die anfallenden Devisen größtenteils für die Steigerung des industriellen Leistungsstandards verwendet werden konnten? War es nach Rohstoffen und Kapitalreserven anzuhaufen? Und was für ein Erfolg kommen konnte?

Im Zeitalter der betriebspolitischen bolschewistischen Zerkleinerung ist auch der massenpsychologische Faktor von größter Bedeutung für die allgemeine Leistungsfähigkeit der Industrie. Die nationale Arbeit in den Betrieben geordnet, steht hinter der Vervollständigung eine einheitliche Idee und ein organisatorisches Gerüst von Betriebswägungen, die der Wahrung der Idee immer wieder dienen und so die Wirtschaft in die Lage versetzen, die

Schlacht in einem Kriegsjahr noch die schon im Frieden getroffenen Vorbereitungen zur Mobilisierung der Wirtschaft von entscheidender Bedeutung. Es ist schwer, die zur wirtschaftlichen Kriegführung nötigen Organisationen

erst bei Kriegsausbruch zu schaffen. Der moderne Apparat der Kriegführung ist zu kompliziert, als daß er in kurzer Zeit aus dem Stegreif geschaffen werden konnte. Die totale Mobilisierung hat deshalb schon im Frieden Berücksichtigung zu finden, damit sich die Nation bei Kriegsausbruch schon im Zustande des totalen Mobilseins befindet.

Der nächste Querschnitt, auf dem die Wehrmacht ruht, ist die Rüstungsindustrie. Ihr Leistungsstandard ist eng von dem der allgemeinen Industrie abhängig. Vielradig geschieht die Waffenherstellung nicht in besonderen Werken, sondern wird nur als Seitenweig der allgemeinen Produktion betrieben (Lauts, schwere Artillerie, Glas, optische Geräte, etc.). Die Rüstungsindustrie ist heute den internationalen Standard anzuheben, braucht als breites Fundament eine leistungsfähige allgemeine Industrie mit allen ihren Erfahrungen, mit ihrer geordneten Facharbeiterschaft, mit ihren Kapitalreserven, Rohstoffquellen usw. Von entscheidender Bedeutung für den Kriegserfolg sind die Vorräte an Rohstoffen, die die gesamte Industrie im Frieden anheben konnte.

Die räumpolitische Gestaltung der Volkswirtschaft ist ein Element, das der liberalistischen Ökonomie gänzlich fremd war und das so deutlich wie kein anderes den Wandel der Weltanschauung erkennen läßt. Die alte Lehre vom „Standort der Industrien“ umfaßte nur die rein wirtschaftlichen Faktoren: Lage des Werkes zu den Rohstoffquellen, Lage zu den Absatzmärkten und Lage zu den Arbeitsmärkten — im ganzen genommen also die verkehrspolitische Lage des Werkes, soweit sie vom Standpunkt des privatwirtschaftlichen Gewinnes aus ins Gewicht fiel. Die Kriegswaffe hat sich hier als ein Erzieher zum Sozialismus erwiesen. Sie erzwingt eine neue räumpolitische Gestaltung der Volkswirtschaft unter dem Gesichtspunkt der totalen Verteidigung. Zu den privatwirtschaftlichen Gesichtspunkten, die früher für eine Lagerung der Werke im Staatsraum maßgebend waren, tritt heute der wehrpolitische Gesichtspunkt. Die lebenswichtigen Werke müssen möglichst außerhalb der Reichweite der feindlichen Flugwaffe untergebracht werden. Die Veranlassung dieses Wandels ist die Entwicklung der Luftwaffe zu einem ökonomischen Unkostenfaktor in sich. Der in wehrpolitischer Beziehung beste Standort eines Werkes kann zu dem in rein ökonomischer Beziehung besten Standort in Gegensatz stehen. Nur in Ausnahmefällen werden sich beide Gesichtspunkte miteinander vereinigen lassen. Für die Lagerung der Werke, die vorwiegend zur Rüstungsindustrie zu zählen sind, muß auf jeden Fall der Gedanke des besten wehrpolitischen Standortes maßgebend sein. In vollkommener Weise wird sich der wehrpolitische Gesichtspunkt nur noch bei der Errichtung neuer Werke berücksichtigen lassen. Viele Industrien müssen innerhalb der unmittelbaren Reichweite der

feindlichen Flugwaffe liegen bleiben, weil sich ganze Städte mit riesigen Arbeiterheeren um sie gruppiert haben und weil eine Verlagerung mit unerschwinglichen Kosten verbunden wäre. In solchen Fällen kann höchstens daran gedacht werden, im unmittelbaren Hinterland eine industrielle „Evacuation“ auszubauen, d. h. Hilfswerke zu errichten, nach denen die Produktion im Notfall verlegt werden kann.

Die raumpolitische Gestaltung der Volkswirtschaft erschöpft sich aber nicht in der Wahl des wehrpolitisch besten Standortes der Industrien. Auch beim Bau der Werke kann der wehrpolitische Gesichtspunkt zum Ausdruck kommen, z. B. durch eine taktisch geschickte Anpassung der Bauten an das nähere Gelände (Waldschutz), durch Anwendung einer Tarnfarbung usw.

Die raumpolitische Gestaltung der Volkswirtschaft wurde auf der Tafel nicht ohne Grund zeichnerisch schon der Wehrmacht zugeordnet. An diesem Punkt verwischen sich die Grenzen zwischen der zivilen Wirtschaft und der militärischen Organisation. Die zivile Organisation nimmt hier allmählich militärischen Charakter an.

Auf diesem breiten und komplexierten Gebäude der verschiedenen räumlich-sachlichen und menschlich-volkischen Produktivkräfte sowie auf den technisch-wirtschaftlichen Ergebnissen dieser Kräfte ruht nun als Dach die Wehrmacht.

Wirtschaft und Wehrpolitik

Die Tafel veranschaulicht, wie zahlreich die Faktoren sind, von denen die Effizienz und Operationssfähigkeit der Wehrmacht abhängt. Es hat keinen Zweck, zu fragen, ob der eine Faktor im Kriegsfall wichtiger ist als der andere — Tatsache ist, daß alle Faktoren maßgeblich sind und daß ein Krieg nur gewonnen werden kann, wenn alle diese Faktoren ohne Ausnahme harmonisch zusammenwirken. Für einen Politiker wie für einen Militär, der sich diesen totalen Blick erworben hat, werden alle Kompetenzkonflikte hinfällig.

Kriege werden immer durch Faktoren verloren, an die niemand gedacht hat. Nur eine geschäftige und vom guten Willen getragene Zusammenarbeit vermag die Nation im Zeitalter des totalen Krieges noch zu retten.

Im Weltkrieg standen die deutschen Heere auf allen Fronten weit in Feindesland. Es gelang aber den unter härtester Noterzwingung gestellten deutschen Heere, die Provokation der Entente zum Einmarsch zu bringen. Die Entente Nr. 3 stürzte zwangsläufig hinterher, und das gesamte Gebäude der nationalen Macht fiel in sich zusammen. Der Weltkrieg hat uns also gelehrt, daß eine gute moralische Verfassung der Nation die Voraussetzung für jede erfolgreiche Kriegsführung ist. Wir haben als National-

sozialisten daraus gelernt. Die MEDA mit ihren Gliederungen hat die Aufgabe, diese Säule zu sichern, ja — man kann sagen: sie verkörpert überhaupt diese Säule der Nationalkraft.

Das Schaubild vom Gebäude der Macht im Kriegsfall zeigt uns weiter, wie vielseitig eigentlich die Voraussetzungen einer modernen Wehrmacht sind. Wir hatten vor dem Weltkriege z. B. nicht genügend an die Erfordernisse der Propaganda gedacht. Wir haben jetzt die Möglichkeit, an alles zu denken und nichts zu vergessen, damit wir im Kriegsfall — den wir zwar nicht suchen, der aber einmal ohne unser Dazumsein kommen kann — jeder Beziehung gesichert sind.



Wir sehen heute, wie überall auf der Welt die Idee der allseitig leistungsfähigen Nationalwirtschaft wieder auflebt. Die Idee von der weiteren Auflösung der Nationalwirtschaften zugunsten einer annehmenden Weltwirtschaft, in deren Zeiten die liberale Ära verfiel, tritt dagegen immer mehr zurück.

Die Idee einer möglichst selbstgenügsamen Nationalwirtschaft zu schaffen, ist stark durch wehrpolitische Bedenkengänge bestimmt worden. Die Gefahren der weltpolitischen Lage legen diese Bedenkengänge nahe.

Auch im neuen Vierjahresplan spielt der Gedanke an die wehrpolitische Sicherung der deutschen Existenzgrundlagen eine wichtige Rolle. Allerdings verlangt schon der sogenannte „friedliche Wettstreit der Völker“, d. h. der reguläre wirtschaftliche Konkurrenzkampf, ähnliche Sicherungsmaßnahmen. Viele der ehemaligen überseesicheren Absatzgebiete unserer Industrie haben sich nun einmal bereits selbst weitgehend industrialisiert und sind deshalb nicht mehr geneigt, uns unsere Exportwaren noch im alten Umfange abzunehmen. Wir können also nicht mehr in dem gleichen Umfange wie früher koloniale Rohstoffe einlaufen, sondern müssen bei uns selbst diese aus Gründen der Devisenknappheit, wenn wir nur irgend möglich, im eigenen Lande zu erzeugen oder zu gewinnen.

Der Gedanke, daß jeder Deutsche mit seiner Leistung irgendwo in dem Gebäude der nationalen Macht seinen Platz hat und daß keine tragende Säule und kein Querbalken in diesem Gebäude brüchig werden darf, sollte uns stets bei allen unseren Entschlüssen begleiten. Nur eine Disziplin, die auf der Überzeugung von der Notwendigkeit der Disziplin beruht, wird sich im Ernstfall als verlässlich erweisen. Eine solche Disziplin setzt aber ein Verständnis der großen nationalpolitischen Zusammenhänge voraus, die heute unser Leben bestimmen und deren vorbehaltlose Anerkennung durch die gesamte Leistungsgemeinschaft nicht nur den gesamten Staatlichen, sondern vielmehr noch den gesamten privaten Verhältnissen mit zugute kommen muß.



Deutschland der Widerstandsraum Europas
 Die großen Abwehrschlachten von Tours und Poitiers (731), Hugsburg (955), Legniz (1231), Wien (1229 u. 1683) und Lützen (1614) umschreiben den Raum, in dem deutsche Volksherrschaft die asiatischen Einbrüche abwehrt, im Gegensatz zu jenen Gebieten (schraffiert), die im Laufe der Geschichte von einer asiatischen Macht beherrscht wurden.

Darstellung rechts:

Der Bolschewismus Asiens greift nach Europa
 Sowjetrußland (schwarz) herrscht auf dem Wege über die verbündete Türkei (schraffiert) über das kommunistische Spanien (schwarz), das auch Frankreich und die Tschechoslowakei (doppelt schraffiert) unterstützen. In den demokratischen Staaten (einfach schraffiert) geht die Festschungsarbeit marxistischer Parteien weiter, andere Staaten haben noch keine eindeutige Haltung gewonnen (einfach leicht schraffiert). Das Deutsche Reich aber, ihm zur Seite jene Staaten, die gleichfalls eine autorisierte Ordnung und eine nationale Führung haben, schützt Europa vor dem bolschewistischen Chaos.

„Jugstrassen“ aus Asien gegen Europa

Durch die südrussischen Steppen führte die „Jugstraße“ der Mongolen gegen Schizien, die der Hunnen, Avaren und Magaren ins mittlere Donaubecken. Die Türken überschritten die Bordanellen und den Bosporus und gelangten gleichfalls in das Donaugebiet. Die Araber fielen vom Nordrand Afrikas in Sizilien und Spanien ein.

Darstellung unten.

Die Grenzvölker Europas versagen

Faß 800 Jahre lang herrschten die Araber über Spanien. Die slavischen Völker des Donaugebietes und der Balkanhalbinsel unterlagen den Anführern asiatischer Völker. Das zaristische Rußland unterwarf die Ukrainer, Polen, Litauer, Letten, Esten und Finnen. Erst durch die deutschen Siege über die Türken unter Prinz Eugen und über Rußland im Weltkrieg erlangten diese Völker, ausgenommen die Ukrainer, wieder ihre Freiheit.



Deutschland

kämpft für Europa!

Geopolitische Tatsachen in Einzeldarstellungen von Karl Springenschmidt*)

2.

GEFAHR AUS ASIEN

Einfallswege asiatischer Völker

Europa ist zwar im politischen Sinne ein eigener Erdteil, geographisch aber nur eine Halbinsel Asiens, wie Arabien oder Indien; denn von der Finnrähen Bucht bis zum Schwarzen Meere, also auf einer über 1600 Kilometer langen Front, hängt es mit Rußland zusammen, das der Sammelraum und die Austrittsleitung der Nomaden-völker wurde, die aus dem brodelnden Völkerkessel im Inneren Asiens vorbrachen. Durch die weglassen Wälder und Sümpfe im nördlichen Rußland wurden diese Reitervölker gegen die indemischen Steppen abgedrängt und auf das mittlere Donau gebirgsgeleitet. Hunnen, Avarn und Magyaren setzten sich in dem Steppenlande innerhalb des Karpathenbogens fest und fielen von dort aus in die deutsche Grenzmark an der oberen Donau ein. Die Mongolen zogen am Ankertrabe der Karpathen entlang und stießen nach Schießen vor — Ein zweites nicht minder gefährliches Ausstrahlungszentrum bildete sich in Vorderasien, wo die Lehre Mohammeds den Völkern eine gewaltige Stießkraft verlieh. Europa sollte dem Islam erobert werden. Der Kampf ging zuerst um jene Brückenstellen, an denen sich das europäische Festland bis auf Sichtweite der fremden Küste naht; Bosporus und Darbanellen fielen in die Hand der Türken. Quer durch die Balkanhalbinsel verlaufend, traf auch der türkische Einbruch die Ebenen des mittleren Donaubedens. Früher schon hatten die Araber eine andere Brücke gefunden. Sie waren den Herdrand Afrikas entlang gezogen. Der Sprung über Sizilien, das sie vorübergehend beherrschten, war zu weit, außerdem bot die schmale, gebirgige Apenninenhalbinsel Italien zuwenig Stand, um sich dauernd dort behaupten zu können. Doch über die enge Straße von Gibraltar war es leichter möglich, das europäische Festland zu erreichen. So setzten sich die Araber in Spanien fest und stießen weiter nach Frankreich vor. Schon einmal also hat, so

und es schreien es flucht, von diesem weitläufigen europäischen Lande aus eine Macht des Ostens Europa bedroht.

Die Grenzvölker werden überrannt!

Die ersten Völker, die an den entscheidenden Brückenstellen und Brückenstellungen Europas standen, stießen den erbitterten Vorstößen aus Asien mit Stand. Den slawischen Völkern fehlte vor allem jene straffe politische Ordnung, ohne die ein erfolgreicher Grenzschutz nicht geschaffen werden kann. So wurden die im mittleren Donaugebiet nadelnden Slawen schon von den Avarn zu Adelsknechten gemacht, Slawe und Sklave wurde gleichbedeutend. Dann gerieten sie unter die Herrschaft der Magyaren und mit diesen unter das Joch der Türken. Selbst das tapfere Volk der Serben unterlag in der Schlacht auf dem Amfelj dem türkischen Heere. Auch die anderen Balkanvölker, Griechen, Bulgaren und Rumänen, verloren ihre Freiheit. — Den Arabern war es gelungen, die Völker der spanischen Halbinsel zu unterwerfen. Die baltischen Völker, die Polen und Ukrainer, gerieten unter die Herrschaft Rußlands. So fielen fast alle Grenzweichen Europas. Die Tore standen offen. Der Weg war frei. Immer wieder stand das Schicksal Europas allein bei Deutschland; denn Frankreich verriet seine europäische Mission und patierte, damals wie heute, mit den Feinden Europas. Ludwig XIV. schloß ein Bündnis mit den Türken, um das Reich des Kaisers zu Fall zu bringen und raubte, kurz bevor das türkische Heer Wien erreichte, Straßburg (1681). Ähnlich wollte die französische Politik 1914 durch das Bündnis mit dem halbasiatischen Zarenreich Deutschland auf die Knie zwingen. England fühlte sich auch in schwierigen Zeiten auf seiner Insel sicher genug, sich nicht unbeteiligt den Geiselnüssen auf dem Festlande zu und überließ es anderen, sich für Europa einzusetzen. So blieb denn allein Deutschland. Das deutsche Volk hatte die ganze Last der Abwehr zu tragen. (Es wird hier auch auf den im Dezemberheft der Schulungsbriefe erschienenen Artikel „Deutschlands Schwäche — Europas Unglück“ verwiesen! Schriftleitung.)

*) Englische Uebers. die Darstellungen auf Seite 34.

Widerstand erst an den deutschen Grenzen

So wurde Deutschland der eigentliche Widerstandsraum Europas; denn erst an den deutschen Grenzen wurden die Verheerungen der Hunnen aufgehalten. Von der Rheinmark an der oberen Donau wurden die Avarn zurückgeschlagen und vernichtet. Bei Augsburg schlug Kaiser Otto im Jahre 955 mit dem deutschen Heerbann die Magyaren und zwang sie, „sesshaft und europäisch“ zu werden. Die Mongolen hatten ganz Rußland unterworfen und waren hart daran, Europa für Asien zu erobern, als sich ihnen der Herzog von Niederschlesien mit seinem Ritterheer in Wahlstatt bei Liegnitz (1241) entgegenstellte. Zwar verlor das deutsche Heer die Schlacht, doch überaus schwere Verluste zwangen die Mongolen zur Umkehr. Die Turlen hatten den Balkan erobert, Ungarn besetzt und versuchten die Donau aufwärts in das Herz Europas vorzustoßen. Doch Wien leistete Widerstand. Wenn Wien fiel, fiel Europa. Zweimal, 1529 und 1683, trotzte diese deutsche Stadt der fremden Übermacht mit Truppen aus allen deutschen Stämmen. Die Araber waren im Jahre 711 in Spanien eingedrungen und hatten sich ganz Spanien erobert. Sie umzingelten die Pyrenäen und brachen in Frankreich ein. Schon hatten sie den ganzen Süden des Landes unterworfen, da rief aus dem deutschen Kerngebiet Karl Martell, der Frankenkönig, vor und schlug sie mit seinen Reitern in der Schlacht bei Tours und Poitiers zurück (732). So mußte Deutschland immer Europa an seinen eigenen Grenzen verteidigen. In den Notzeiten begann Europa stets dort, wo deutsche Bayern und Soldaten zur Abwehr bereitstanden. Am schwersten wurde diese Aufgabe in den Jahren des Weltkrieges, als Frankreich und England die halbe Welt gegen Deutschland aufgebieten hatten. Hindenburgs Sieg bei Tannenberg rettete nicht nur deutsches

Land vor asiatischer Überflutung, mit Deutschland wurde bei Tannenberg auch Europa gerettet.

Und wieder: Asien gegen Europa

Nach dem Zusammenbruch des Zarentums gelang es kommunistischen Revolutionären, vornehmlich russischer, also asiatischer Herkunft, die Führung im russischen Staate zu erobern und Rußland als Machtbasis für ihre weltrevolutionären Pläne auszubauen. Von dieser Stellung her greift heute „Asien“ abermals Europa an, nicht mehr wie zu Zeiten der Nomadeneinfälle in offenem Kampfe, sondern erst unterirdisch durch planmäßige Zerschlagung der einzelnen Staaten, dann wie in Spanien durch den Einsatz fremder Völker für die Pläne dieser kommunistischen Internationale. Der Kampf um die Vorstellungen Europas ist in vollem Gange. Die Meerengen, Bosporus und Dardanellen, versuchte Moskau durch ein Bündnis mit der Türkei unter seinen Einfluß zu bringen. Den Balkan und das Donaugebiet will es durch eine Revolutionierung der slavischen Völker gewinnen. Durch das Abkommen mit der Udiedowskower konnte Moskau eine Dreifache tief in den deutschen Raum schlagen. Auch auf dem anderen Flügel, in Spanien, drängen die Sowjets vor, erst verheimlicht, dann offen. Frankreich aber, in einer heimlichen, angsterfüllten Politik festgefahren, verhandelt sich, genau wie in der Zeit der Turlengefahr, wieder mit Asien gegen Europa. England glaubt in seiner meerumschlossenen Stellung vor bolschewistischer Infiltration sicher zu sein und weicht jeder Entscheidung aus.

So trägt denn Deutschland allein das Schicksal Europas. Von seiner Stellung in der Mitte des europäischen Festlandes aus baut es einen Raum des Widerstandes auf, der gegen unterirdische Wühlarbeit im Innern und gegen Bedrohung von außen her fest und unerschütterlich bleiben wird, ein Bollwerk wahrhaft europäischer Haltung und Gesinnung.



Fragekasten

A 3. Method

Die Bedingungen und Voraussetzungen, welche die für die Berufung als Führer anwärter auf einer Ordensburg in Frage kommenden Parteigenossen unter allen Umständen erfüllen müssen, sind

1. Alter mindestens 25 Jahre, nicht über 30 Jahre
 2. Dienstleistung in der Hitler-Jugend, Abiturienten der Arbeitseinstellung und Wehrpflicht
 3. Vollständige körperliche Gesundheit
 4. Keine politische Verurteilung
 5. Keine Verurteilung
 6. Keine Verurteilung
7. Anmerkung: gemäß den Bestimmungen für Politische Leiter, und außerdem soll die Dienstleistung als Mitglied

der Partei oder des SA, SS, oder SA, wenn nachgewiesen werden. Letzteres ist dem ersten

B. D. Kein Diktat

Ein offizielles „Zwang“, das Parteiabzeichen immer zu tragen, besteht nicht. Unseres Erachtens jedoch ist das Tragen des Parteiabzeichens eine selbstverständliche Dienstpflicht des Parteigenossen, die früher sogar

Mehrere Anfragen

Die im letzten Fragekasten gebrachte Bestimmung über das Tragen des Parteiabzeichens an der Uniform der Reichsbahn ist überholt. Die Reichsbahnverwaltung hat inzwischen in einer Verfügung genehmigt, daß die Eisenbahnmitarbeiter der Reichsbahn zur Uniform in und außer Dienst das Parteiabzeichen tragen.

Deutscher - merk' dir das!

Das Interesse an sozialhygienischen und rassebiologischen Problemen nimmt in der ganzen Welt dauernd zu. Mit Genugtuung verzeichnet man ein Urteil über die Rassenpolitik Deutschlands, wie es kürzlich eine Autorität im Range Dr. Campbells, Ehrenpräsident der Eugenischen Forschungsvereinigungen der U.S.A., in „Eugenical News“ veröffentlicht hat. Es handelte sich, so betonte Dr. Campbell, bei den deutschen Maßnahmen zur Hebung der allgemeinen Erbgesundheit nicht um die Erfindung vollkommener Verfahren zur Vererbung nationaler Eigenschaften oder zur Entfaltung rassistischer Eigeniagen. Was in Deutschland geschehe, sei nie mehr die Erfüllung langjähriger eugenischer Hoffnungen, an deren so rasche Verwirklichung viele Rassenhygieniker gar nicht glauben konnten. Wer meine, daß es in Deutschland darum gehe, durch die Erhöhung der Geburtenrate Kanonentanker für künftige Kriege zu schaffen, irrte sich. Denn dies widerspräche dem deutschen Zukunftswillen. Den größten Anreiz zum Kinderreichtum bilde die Achtung, die die deutsche Rasse genieße. Was die Sterilisierung betreffe, so wurden in Deutschland die Gesetze mit größter Unparteilichkeit gehandhabt. Der bewußte Wille des deutschen Volkes, seinen kommenden Lebensgeschlechtern das Dasein zu sichern, verleide ihm Lebensfreude und Aktivität.



Wieweit das Ziel des Nationalsozialismus schon erfüllt ist, wonach die Frau in erster Linie als Mutter und Hausfrau ihre Besatzung zu suchen hat, hat das Reichsinstitut für Konjunkturforschung untersucht. Bemerkenswert ist hier zunächst, daß die Zahl der beschäftigten Frauen seit 1933 gestiegen ist. Ihr verhältnismäßiger Anteil an der Gesamtzahl der Beschäftigten ist jedoch zurückgegangen. Das hängt zum Teil damit zusammen, daß diejenigen Industrien, in denen bislang die Frauenarbeit zu Hause war, solche sind, die von der Konjunktur weniger erfaßt worden sind, es sind die typischen Verbrauchsindustrien, vor allem die Textilindustrie in ihren verschiedensten Arten. Der Anteil der Frauen an der Gesamtzahl der Beschäftigten ist heute mit 31,7 Prozent höher

nicht nur niedriger als 1933 (35 Prozent), sondern auch niedriger als in den Jahren 1928/29 (34,4 Prozent).

Diese Entwicklung sagt an sich nichts, wenn nicht auch die Zahl der arbeitslosen Frauen entsprechend abgenommen hätte. Die Zahl der arbeitslosen Frauen hat sich von 1,1 Millionen im Jahre 1932 auf 345 000 im Jahre 1935 vermindert. Während von 1930 bis 1933 ziemlich gleichmäßig ungefähr 20 Prozent aller Arbeitslosen Frauen waren, ist dieser Satz 1934 auf 18 Prozent und 1935 weiter auf 16 Prozent gesunken. Die Wandlung wird besonders deutlich, wenn man bedenkt, daß der Anteil der Frauen in den Jahren der letzten Hochkonjunktur 1928/29 nicht weniger als 23 Prozent betrug.



Dem japanischen Reichstag wird von der Regierung in Kürze ein Gesetzentwurf über die Sterilisierung Erbkranker vorgelegt werden. Den Bestimmungen des Gesetzes sollen unterliegen alle Personen mit geistigen Erkrankungen, mit angeborenen körperlichen Gebrechen einschließlich Epilepsie, Alkoholiker mit angeborenen verbrecherischen Neigungen oder Leute mit sonstigen Fehlern, die vererbbar sind. Je ein Richter, ein Staatsanwalt und zwei Ärzte sollen die Notwendigkeit der Sterilisierung in jedem einzelnen Fall feststellen. Am übrigen hat der Ausschuß die Erfahrungen berücksichtigt, die mit ähnlichen Gesetzen in Deutschland gemacht worden sind.



Dank der energischen Selbstverjüngungsbestrebungen des Reichsnährstandes ist es gelungen, die Rohstoffeherstellung unserer Lebensmittelindustrie im laufenden Jahre erstmalig aus eigenem Boden heranzustellen. Die mit Staatsmitteln bestellte Erntefläche ist von 4889 Hektar im Jahre 1933 auf 42 108 Hektar im Jahre 1936 angewachsen. Die Erntemenge an Getreide betrug sich 1933 auf 15 574 Tennen, jetzt aber bereits auf 150 176 Tennen; sie ist also in drei Jahren verzehnfacht worden. Dagegen beläuft sich der diesjährige Samenertrag auf 32 430 Tennen, im Vergleich zu nur 3108 Tennen drei Jahre früher.

Das deutsche Buch

Alfred Kapp

„Die Habsburger, die Tragödie eines halben Jahrhunderts der Geschichte“

Frankfurt Verlagsbuchhandlung, Frankfurt a. M. 1936, 262 Seiten, Heftzeit 4, RM., gebunden 6,50 RM.

Dieses sehr lebhaft und verständlich geschriebene Werk stellt die im Grunde unheimliche, oft aber widerwärtige Rolle des Hauses Habsburg dar. Kapp überhebt zwar zuweisen, daß die starke Macht des Hauses, deren Grundcharakter nur durch ihre Taten, die Welt- und Europa-Deutschlands vom 16. bis zum 18. Jahrhundert gegen Franzosen und Engländer verteidigt hat, steht aber doch grundsätzlich im Sinne unserer neuen groß- und gesamtdeutschen Gleichheitsauffassung. Wir erkennen, daß die Habsburger unter allen europäischen Fürstenfamilien am schärfsten ihr dynastisches Interesse gegen ihr vaterländisches Volkstum durchgesetzt haben bis zu der Verratsverleumdung Karls und Luise.

Dr. K.

Otto Kriebitz

„Was brauchte der Weltkrieg?“

Tatfachen und Zahlen aus dem deutschen Ringen 1914 bis 1918.

Kuffhäuser-Verlag, Berlin W 30; Preis kart. 2,- RM., halbleinen 2,50 RM.

Kriebitz hat es sich zur Lebensaufgabe werden lassen, die große Tradition der Armeen des Zweiten Reiches lebendig zu erhalten. So ist auch diese Arbeit das Ergebnis langjähriger Beschäftigung mit den Dingen, die erst mit dem Wachsen des Abstands vom Weltkriege in voller Größe erkannt werden. Der Titel sagt, was gebracht wird, und wir brauchen hier nur zu ergänzen, daß gerade die Schulung und Werksamkeit für solche Zahlenreihen deutscher Vorkämpfer immer dankbar sein wird und in diesem Falle, wo Mut und gedrungene Anstrengung das Leben erhellten, das Werk besonders dankbar aufnimmt.

Dietrich Klinges

„Geschichtsunterricht als nationalpolitische Erziehung“

Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1936, 450 Seiten, 17 Abbildungen und Tafeln, 6,40 RM.

Dieses hervorragende Werk des alten nationalsozialistischen Vorkämpfers und Ministerpräsidenten von Brandenburg hat die neue deutsche Geschichtsschreibung vollständig übernommen. Für die Schulungsarbeit eine wertvolle Bereicherung.

Jürgen Hahn-Dutten

„Das Buch vom deutschen Unteroffizier“

Mit einer Einführung von General der Infanterie a. D. Freiherr von Seutter.

Paul-Franke-Verlag, Berlin SW 11, Saarlandstraße 48, 1936, 264 Seiten, 79 Zeichnungen.

Es ist gut, daß einmal gewagt wurde, dieses wichtige Thema in Buchform zu behandeln. Und es ist noch besser, daß es nicht in trockenem Belehrungsstil gleichsam mit einem Federfeger geschrieben ist, sondern aus bekannten Soldaten und Offizieren, mehr sachlich als Erziehung

als aufrichtiges Belehren, mehr Begeisterung als Redigierung.

Vor allem der Jugend, die den Wehrdienst noch vor sich hat, aber auch denen, die erzieherisch wirken wollen, ist das Werk zu empfehlen.

Wilhelm Schlagbader

„Kulturarbeit im Reichsarbeitsdienst“

Druck und Verlag Hausersperre, Frankfurt a. M.

Etwa fünfzig gute Bilder und nicht mehr Zeilen Text geben dem Lesenden noch eindrucksvoller Gestaltung so überausend Ausdruck, daß dieses liebevoll zusammengestellte Werk zu einem feurlichen Erlebnis wird. Andere Länder haben den Arbeitsdienstgedanken ebenfalls aufgegriffen, was uns dabei niemand nachmachen kann, das kommt in diesen schönen Bildern besonders zum Ausdruck.

Georg Buchmann

„Geflügelte Worte“

Hanke und Speyerische Buchhandlung, Marbach, Weim W 34, 260.-268, Tausend, 788 Seiten; Leinen 14,50 RM.

Der Zitatenschatz des deutschen Volkes. Auskunft über 4000 geflügelte Worte aus rund drei Jahrtausenden europäischer Geschichte bis zur Gegenwart. Neubearbeitet von Dr. Günther Haupt und Dr. Werner Müller. In einer völlig umgearbeiteten 28. Auflage findet auch das aus der nationalsozialistischen Bewegung geborene Wort- und Sprachschatz Ausdruck. Die berühmte Sammlung hat so ihren alten Wert erneuert.

Karl Anton Mayer

„Geschichte in Bildern.“

Eine Lehr- und Schulungsmaterialiensammlung in 4 Mappen.

Verlag Volksgesundung G. m. b. H., Stuttgart-D.; Preis 67,50 RM.

Auf 331 Bildtafeln hat ein deutscher Erzieher und Künstler eine Fülle anregender Zeichnungen gegeben, die einen ebenso anregenden wie lehrreichen Überblick durch die deutsche Geschichte bieten und vermitteln lassen (für Bildwerfer!). Die Arbeiten sind in massiger Ausführung an historische Quellen geschaffen worden und den Originalen fast gleich. Der Künstler kann mit Recht eine außerordentlich hohe Anzahl Anerkennungen nachweisen. Die Schulungsblätter schließen sich dieser Reihe gern an und werden auch gelegentlich selber auf diese gute Unterstützung der neuen Geschichtserziehung und Volkskunde zurückgreifen (siehe in vorl. Heft die Darstellungen; Das königliche Königs- und Kaiser Otto I. mit seiner Gemahlin Editha).

Das „Statistische Jahrbuch für das Deutsche Reich“

Herausgegeben vom Statistischen Reichsamt

Verlag für Sozialpolitik, Wirtschaft und Statistik, Berlin SW 68; 940 Seiten, 6,80 RM.

Die neue Ausgabe gibt eine Übersicht der gewaltigen Auf- und Ausbau des nationalsozialistischen Staates. Die bevölkerungs-, wirtschafts- und kulturpolitischen erfolgreichen Maßnahmen des neuen Reiches sind hier statistisch festgelegt.

Der Jahrgang 1936 hat eine wertvolle Erweiterung erfahren. Neuartig haben Ergebnisse der neuen statistischen Untersuchungen über die internationale Lage und die internationale Zusammenarbeit über den Weltmarkt und die Weltwirtschaft, während der Jahrgang „Statistische Jahrbücher“ die wichtigsten Ereignisse der beiden letzten Jahre aufgeführt.

„Tagebuch aus Politik, Kultur und Wirtschaft 1957“

Deutscher Verlag für Politik und Wirtschaft G. m. b. H., Berlin W 50, 805 Seiten, in Kunstleder gebunden 7, 50 M

Dieses beliebteste Tagebuch ist kalendernüchtern geübt und enthält für jeden Tag höchstwerthvoll mit lehrreich kurzen Vorkommnissen die wichtigsten Ereignisse für der Wochenaufnahme. Ein Preis dieses mit 1/2 fl. od. 2/3 schmerzlich erleichtert, das Nachschlagen aller Gesetze und Verordnungen der nationen und städtischen Staatsführung. Der beizutragende Betrag dieses mit über 1000 Jahren anhaltendes, in der Kunst der Abfassungen,

Zu dreier Stelle zu empfehlen

sind unter anderem folgende beachtliche Neuerfindungen.

Dieter Schwarz*

„Angriff auf die nationalsozialistische Verfassung“

Zentralverlag der SED, Berlin mit
München, 44 Seiten, 0,25 DM

„Der Parteilang der Ehre“

vom 8. bis 14. Dezember 1936.

Offizieller Bericht über den Verlauf des Hochwassersturms
mit Freigabe sämtlicher Konkrete. 1936. General.

Verlag der W. F. F. F. Berlin und München.
59 Seiten, 8^o B. 12, 100 Pf.

What's in Europe

„Bekanntnis des Reichsbundes der
Kinderreichen“

Zentralstelle der DFDV, Berlin und
München. 37 5 13 14 29 31 Zu beziehen durch alle
Buchhandlungen.

„Der Aufbau des deutschen Führer-
staates“

bearbeitet von Dr. Arnd Friedrichs. Band 2 (1934), der „Dokumente der deutschen Politik“. Herausgegeben von Regierungsrat Paul Winter-Braunehausen, Präsident der deutschen Botschaft für Politik.

Verlag Duncker und Hummel, Berlin-Steiglitz.
1936. 340 Seiten; geb. 18,— DM

Das Werk wurde beim Erscheinen des 1. Bandes (1933) im einzigen Jahrgang 1936, Heft 1 (Januar) der Zeitschrift, veröffentlicht, und ist sehr selten.

Zu unseren Aufgaben:

Der Artikel von Dr. R. Kunze auf Seite 80 dieses Heftes ist der Beginn einer Arbeit in den *MS Monatsheften* Folge 83, 1935.

Das Organisationsbuch der KGDJMD

Die in Ergänzung des Organisationsbuches der MEDAK (1. Auflage) vorgenommenen Nachträge u.ä. sind in der zweiten Auflage jeweils durch einen senkrechten Strich am Rande des Textes kenntlich gemacht.

Die in der zweiten Auflage des Organisationsbuches der NSDAP. bereits veröffentlichten sowie die weiterhin sich eventuell ergebenden, aktuellen Nachträge usw. werden laufend in den vom Reichsorganisationsleiter der NSDAP. herausgegebenen Schulungsbriefen gebracht.

Um die Ergänzungsmeldungen richtig zu verwenden, empfehlen sich folgende Methoden der Sammlung:

Enlwydder

1. Die Nachträge n^om. werden als dem jeweiligen Schulungsbrief herausgeschnitten und als Deckblätter auf die vermerkte Seite am inneren Rand des Organisationsbuches eingeklebt.

Ober

2. Die Nachträge usw. werden leitenweise aus den Reichsrechnungsbüchern herausgehoben und in einer Schnellhefter bzw. Verhordner der Reihe nach eingereiht. Es muß dabei die bei jedem Nachtrag usw. angegebene Nummer im Organisationsbuch der NSDAP an der vorgeschriebenen Stelle eingezeichnet werden. In diesem Falle kann beim Nachschlagen im Verhordner einer eingetragenen Nummer im Organisationsbuch der NSDAP der Nachtrag im Ordner leicht gefunden werden.

Weißer des Organisationsbuches der NSDAP, können also, wenn sie die Schulungsbrieve in sich verfolgen und die darin aufgeführten Angaben über das Organisationsbuch der NSDAP, auswerten, ihr Organisationsbuch textlich immer auf dem laufenden halten.

In Auflage 2 ist die Seitenfolge in der Nummerierung zum Teil durch Dazwischenschalten von Seiten a), b), c) u. m. ergänzt. Diese Handhabung wurde vorgenommen, um trotz der in der zweiten Auflage eingesetzten Nachträge grundsätzlich die Seitennummer mit dem entsprechenden Text der ersten Auflage übereinstimmen zu lassen. Hauptorganisationsamt der NSDAP. Mehnert.

Auflage der Zander-Solae 1520000

[illegible]

Es gilt Deutschland unabhängig zu machen!

Herausgeber

Das gewaltige Werk der Sicherung des deutschen Lebens findet seinen sinnfälligen und fortschreitenden Ausdruck in der Zeitschrift für nationalsozialistische Wirtschaftspolitik mit den amtlichen Mitteilungen des Beauftragten für den Vierjahresplan, Ministerpräsident Generaloberst Göring

Der Vierjahresplan

Herausgegeben vom persönlichen Referenten des Ministerpräsidenten Generaloberst Göring, Ministerialdirektor Dr. Griebner

Diese einzige authentische Zeitschrift des Vierjahresplanes ist für alle Stellen des Staates, der Partei, der deutschen Wirtschaft und für jedes deutsche Wirtschaftsunternehmen von größter Bedeutung. Ihr Bezug ist eine zeitbedingte Notwendigkeit. Erscheinungsweise: ab 15. Januar monatlich.

Bestellungen zum vierteljährlichen Bezugspreis von RM. 3,60 (außerhalb Berlins zuzüglich Bestellgeld) durch alle Buchhandlungen, Postanstalten und durch den

Zentralverlag der NSDAP. Franz Eher Nachf. G.m.b.H.

Berlin SW 68, Zimmerstraße 88/91



Titelfseite: Kopf der Uta vom Naumburger Dom
Zeichnung von Prof. Tobias Schwab, Berlin

Oben: Mathilde, die erste Königin der Deutschen mit Heinrich I. (919-968 n. Chr.)
Darstellung aus einer Handschrift d. 12. Jahrh., Düsseldorf Staatsarchiv

Ergebnungen zur zweiten Auflage des Organisationsbuchs der NSDAP.

Ausführungen und an den zweiten vorgeschriebenen Stellen im Organisationsbuch einzeichnen.

Mr. 8, Gestaltung (Seite 13, Spalte 2, nach oben verschieben) Seite 16 der „Organisationsbuch“ Seite: Angelegenheiten der NSDAP.

Wenn dem Deutschen Reichsminister der NSDAP, nach dem Organisationsbuch, nicht ein Teil der Angelegenheiten der NSDAP, dann Seite 16 der „Organisationsbuch“ ein Teil der Angelegenheiten der NSDAP.

Mr. 9, Gestaltung (Seite 14, nach oben verschieben) Seite: Angelegenheiten der NSDAP und Angelegenheiten der NSDAP.

Mr. 10, Gestaltung (Seite 15, nach oben verschieben) Seite: Angelegenheiten der NSDAP.

Mr. 11, Gestaltung (Seite 16, nach oben verschieben) Seite: Angelegenheiten der NSDAP.

Mr. 12, Gestaltung (Seite 17, nach oben verschieben) Seite: Angelegenheiten der NSDAP.

Mr. 13, Gestaltung (Seite 18, nach oben verschieben) Seite: Angelegenheiten der NSDAP.

Mr. 14, Gestaltung (Seite 19, nach oben verschieben) Seite: Angelegenheiten der NSDAP.

Mr. 15, Gestaltung (Seite 20, nach oben verschieben) Seite: Angelegenheiten der NSDAP.

Mr. 16, Gestaltung (Seite 21, nach oben verschieben) Seite: Angelegenheiten der NSDAP.

Mr. 17, Gestaltung (Seite 22, nach oben verschieben) Seite: Angelegenheiten der NSDAP.

Mr. 18, Gestaltung (Seite 23, nach oben verschieben) Seite: Angelegenheiten der NSDAP.

Mr. 19, Gestaltung (Seite 24, nach oben verschieben) Seite: Angelegenheiten der NSDAP.

Mr. 20, Gestaltung (Seite 25, nach oben verschieben) Seite: Angelegenheiten der NSDAP.

Mr. 21, Gestaltung (Seite 26, nach oben verschieben) Seite: Angelegenheiten der NSDAP.

Mr. 22, Gestaltung (Seite 27, nach oben verschieben) Seite: Angelegenheiten der NSDAP.

Mr. 23, Gestaltung (Seite 28, nach oben verschieben) Seite: Angelegenheiten der NSDAP.

Mr. 24, Gestaltung (Seite 29, nach oben verschieben) Seite: Angelegenheiten der NSDAP.

Mr. 25, Gestaltung (Seite 30, nach oben verschieben) Seite: Angelegenheiten der NSDAP.

Mr. 26, Gestaltung (Seite 31, nach oben verschieben) Seite: Angelegenheiten der NSDAP.

Mr. 27, Gestaltung (Seite 32, nach oben verschieben) Seite: Angelegenheiten der NSDAP.

Mr. 28, Gestaltung (Seite 33, nach oben verschieben) Seite: Angelegenheiten der NSDAP.

Mr. 29, Gestaltung (Seite 34, nach oben verschieben) Seite: Angelegenheiten der NSDAP.

Mr. 30, Gestaltung (Seite 35, nach oben verschieben) Seite: Angelegenheiten der NSDAP.

Mr. 31, Gestaltung (Seite 36, nach oben verschieben) Seite: Angelegenheiten der NSDAP.

Mr. 32, Gestaltung (Seite 37, nach oben verschieben) Seite: Angelegenheiten der NSDAP.

Mr. 33, Gestaltung (Seite 38, nach oben verschieben) Seite: Angelegenheiten der NSDAP.

Mr. 34, Gestaltung (Seite 39, nach oben verschieben) Seite: Angelegenheiten der NSDAP.

Mr. 35, Gestaltung (Seite 40, nach oben verschieben) Seite: Angelegenheiten der NSDAP.

Mr. 36, Gestaltung (Seite 41, nach oben verschieben) Seite: Angelegenheiten der NSDAP.

Mr. 37, Gestaltung (Seite 42, nach oben verschieben) Seite: Angelegenheiten der NSDAP.

Mr. 38, Gestaltung (Seite 43, nach oben verschieben) Seite: Angelegenheiten der NSDAP.

Mr. 39, Gestaltung (Seite 44, nach oben verschieben) Seite: Angelegenheiten der NSDAP.

Mr. 40, Gestaltung (Seite 45, nach oben verschieben) Seite: Angelegenheiten der NSDAP.

Mr. 41, Gestaltung (Seite 46, nach oben verschieben) Seite: Angelegenheiten der NSDAP.

Mr. 42, Gestaltung (Seite 47, nach oben verschieben) Seite: Angelegenheiten der NSDAP.

